

2.4 Erbllichkeit und Körperbaurelation

Das Interesse am Thema der Vererbung verbindet Intuitionisten und Empiristen, doch es werden in den 20er Jahren auch in diesem Zusammenhang national unterschiedliche Forschungstrends deutlich, wobei der amerikanische zunehmend durch die experimentelle Forschung mit einem einfachen Standardorganismus gekennzeichnet ist: mit der Wistar-Albinoratte, die infolge der am Wistar-Institut in den Jahren 1909 bis 1915 eingerichteten Massenzucht zum seit etwa 1930 in Labors weltweit eingesetzten Standardorganismus für Tierversuche avancierte;¹ sie wird von den USA ausgehend das klassische Versuchstier der experimentellen und im weitesten Sinne behavioristischen Psychologie und diente als solches auch in den beiden bekanntesten frühen Programmen der experimentellen Erforschung der Vererbungslehre: In den späten 20er Jahren begann Robert Tryon an der Universität von Kalifornien in Berkeley mit der selektiven Zucht von zwei Rattenstämmen aus einer Ursprungspopulation nach dem in den USA zu der Zeit vorrangigen Kriterium der Intelligenz; danach stellte er in der siebten Generation eine völlige Trennung ohne Überschneidung fest.² Das zweite Programm entsprach dem gewachsenen Interesse an den nicht leistungsbezogenen *traits*: Calvin Hall begann Anfang der 30er Jahre an der Western Reserve University die selektive Rattenzucht, um „the nature of temperament“ aufzuklären, das er als „the raw stuff of individuality“ vorstellte, aus dem unter dem Einfluss von physischer Umwelt und Kultur „personality and character or, in the case of animals, individuality“ hervorgingen; als strenger Experimentalist setzte er als operationale Kriterien des Temperaments die Defäkationsrate und die Kopulationsrate in einer standardisierten beunruhigenden Situation.³ Leon Thurstone äußerte 1934 die Überzeugung, dass vor allem auf diesem Wege die mentalen Einzelbestandteile zu ermitteln seien.⁴

Diese Forschungsrichtung, für die Hall den Begriff *psychogenetics* prägte, war zu der Zeit eine spezifisch amerikanische Erscheinung; das auch von deutschen Forschern geteilte Interesse an Vererbung kommt in den auf beiden Seiten betriebenen Programmen der *Zwillingsforschung* zum Ausdruck, die schon von Galton angeregt worden war⁵ und in den 20er Jahren unter anderem an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie realisiert wurde: von Johannes Lange als Leiter der klinischen Abteilung, sowie von Otmar von Verschuer an der von Ernst Rüdin geleiteten Abteilung für „psychiatrische Erbllichkeitsforschung“.⁶

An Rüdins Abteilung, die ab 1924 (dem Jahr der Übernahme der Anstalt durch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft) als „Institut für Genealogie und Demographie“ firmierte, wurden vor allem die Methoden der *statistischen Vererbungslehre* weiterentwickelt, als in den 20er Jahren allgemein der große Aufstieg der mathematischen Methoden in der Biologie im Gange war.⁷ Die ältere Familien- und Sippenforschung, die mit der mendelistischen Rekonstruktion von Erbgängen befasst war, geriet dadurch immer mehr ins Abseits; als einer der ersten Forscher in Psychiatrie und Eugenik/Rassenhygiene hatte Rüdin den Übergang zu einer

statistischen Arbeitsweise schon vor dem Weltkrieg vollzogen. Er blieb auch während der Zwischenperiode als Ordinarius der Psychiatrie in Basel von 1925 bis 1928 Chef des Instituts und kehrte 1928 ganz nach München zurück, als die Anstalt mit Unterstützung der Rockefeller-Stiftung ein neues Gebäude erhielt; nachdem Kraepelin 1926 gestorben war, wurde Rüdin nach einem Interregnum von Walther Spielmeyer und Felix Plaut geschäftsführender Direktor der ganzen Anstalt. Nach Rüdins Rückkehr kam es zu einer großen Steigerung der Veröffentlichungen des Instituts, aber er selbst trat als Forscher immer mehr zurück und wandelte sich zunehmend zum Wissenschaftsorganisator,⁸ während die Forschung und die Weiterentwicklung der Methoden vor allem von dem Psychiater und Medizinalstatistiker Hans Luxenburger betrieben wurde.⁹

Aus Rüdins Abteilung kam eine der ersten Kontrolluntersuchungen zu Kretschmers **Körperbau-Psychose-Relation**, die von Karl Otto Henckel (1924) durch Eindrücke und Messwerte, gewonnen an 100 männlichen Schizophrenen, bestätigt wurde.¹⁰ In Rüdins von der Rockefeller-Stiftung geförderten Programm für die Jahre 1930-34 waren entsprechende psychopathologisch-anthropometrische Forschungen auf Massenbasis vorgesehen, die gemeinsam mit Kretschmer durchgeführt werden sollten: Geplant war, dass Kretschmer das Gebiet um Marburg ausforschen würde, wo er seit 1926 den Lehrstuhl für Neurologie und Psychiatrie innehatte, doch konnte dies wegen Mitarbeitermangels nicht realisiert werden.¹¹ Das Interesse an anthropometrischen Verhältnissen im Rahmen der psychiatrischen Vererbungsforschung weist darauf hin, dass jene gewissermaßen als Hereditätsäquivalente angesehen wurden, und darin besteht eine Übereinstimmung mit Kretschmer, denn in *Körperbau und Charakter* ist diese Relation mit den Vererbungsverhältnissen verschränkt zu einem gesamtbiologischen Argument:

Zwischen dem Körperbau einerseits und Psychose und/oder Charakter besteht bei Kretschmer (1) eine rein empirische Beziehung, die (2) als originärer biologischer Zusammenhang vorgestellt und (3) typologisch ausgeführt ist. Hier sind verschiedene Ansätze der Akzeptanz oder Kritik gegeben, die in den einzelnen Stellungnahmen eng miteinander verschränkt sind - sowie auch mit der bereits erörterten Kontroverse des Zusammenhangs von Psychose und Charakter, denn wenn ein solcher nur für eine der beiden großen Psychosen angenommen wird, ist dieses typologische Gesamtkonzept von vornherein unattraktiv. Eine besonders einfache Zustimmung zum Gesamtzusammenhang kommt von Kretschmers Tübinger Kollegen H.F.Hoffmann, der die Hürde für Kritiker sehr hoch legt (1923): Da Kretschmer die Zusammengehörigkeit von Schizophrenie und schizoide Charakter dreifach nachgewiesen habe: durch das übereinstimmende psychische Erscheinungsbild, durch familiäre Häufung (die Hoffmann mit Vererbung gleichsetzt), sowie auch durch den gemeinsamen Körperbau, sei von den Kritikern die Widerlegung durch „alle drei Methoden, die psychologische, die erbbiologische und die Körperbauuntersuchung“ zu verlangen.¹² Dies bedeutet nicht nur eine merkwürdige Umkehrung der Beweislast, sondern zeigt auch an, dass

hier die empirische Körperbau-Psychose-Relation nicht anders als erbbiologisch aufgefasst wurde.

Die *empirische Relation* wird auch von Bleuler, der die Typologie wegen ihres gradualistischen Prinzips sehr positiv aufnahm, 1921 zwar interessiert, aber zurückhaltend aufgenommen und auch 1924 noch in dieser Weise angesprochen.¹³ Kretschmer erklärt vier Jahre später, die „Grundfrage“ sei nun „endgültig in positivem Sinne geklärt“, und es sei allgemein anerkannt worden, dass „die körperlich-seelischen Zusammenhänge“ grundsätzlich von der Art und Ordnung seien, wie er sie vorgestellt habe: „Die Diskussion hierüber darf als abgeschlossen gelten.“¹⁴ Die im selben Jahr in Bumkes Handbuch erschienene Zusammenfassung von Felix Georgi bietet ein anderes Bild: Die Mehrheit der Studien sei zwar zustimmend, aber es gebe drei negative - vor allem die von Kurt Kolle.¹⁵

Kolle, der nach dem 2. Weltkrieg Bumkes Nachfolger auf dem Münchener Lehrstuhl wird, begann kurz nach seiner 1923 in Jena erfolgten Promotion die Kontroverse mit Kretschmer, die von 1924 bis 1926 dauerte; er schloss sich Jaspers' Kritik an, warf Kretschmer eine Mischmethode vor und setzte strenge diagnostische Kriterien für die in seine Nachprüfung einbezogenen Fälle von Schizophrenie sowie ebenso strenge anthropometrische Kriterien, wonach er zu einem negativen Ergebnis gelangte: Schizophrene seien körperbaulich sehr verschieden und nicht nach Kretschmer zu typisieren; hiernach forderte er, „Front zu machen gegen eine Lehre“, die „mit pseudowissenschaftlicher Exaktheit die Probleme verschleiert“.¹⁶

In Bezug auf die Körperbaudiagnostik entspricht Kolles Vorgehen einer in den übrigen Nachprüfungsberichten und weiterer Literatur zu diesem Thema verbreiteten Tendenz, die auf die Schwierigkeit hinweist, mit den komplex definierten Typen Kretschmers zu arbeiten, auf das Bedürfnis nach festen Kriterien für intersubjektiv zuverlässige Vergleiche: der Tendenz zur einzigen Formel, zum anthropometrischen Index, mit dem Ergebnis einer somatischen **Variationsreihe**; wir sahen dieses Prinzip hier bereits im ersten Teil bei den anthropometrisch arbeitenden Konstitutionsforschern, insbesondere bei der italienischen Schule von Viola in Bologna und Pende in Genua; Pende ersetzt den Viola-Index in den 20er Jahren durch einen ähnlichen eigenen, und ebenso die Bezeichnungen der Extremvarianten, die er nun „brevilinei“ und „longilinei“ nennt.¹⁷ Der Anthropologe Franz Weidenreich, der durch seine in den 30er Jahren in China durchgeführten Forschungen zum prähistorischen sogenannten Peking-Menschen bekannt wurde, bezeichnete die Extreme der Variationsreihe als „leptosom“ (was seit der 1925 erschienenen 4. Auflage von *Körperbau und Charakter* Kretschmers Bezeichnung für den ursprünglich „asthenisch“ genannten Habitus war) und „eurysom“ (1927).¹⁸ Ähnlich verfahren Konstitutionsforscher in Russland und den USA, wobei ebenfalls die von Kretschmer gestiftete Terminologie in Erscheinung tritt - unter Abzug der Idee des komplexen Typus.¹⁹ Das nicht-typologische Konzept der Variationsreihe wird nicht nur auf die ganze Körperform, sondern auch auf einzelne Körperteile angewandt, so dass auch intraindividuelle Diskrepanzen (Kretschmers Legierungen und dysplastische Bildungen) feststellbar werden.²⁰

Mit dem Konzept der Variationsreihe verbindet der Anatom Karl Friedrich Saller, seit 1929 Privatdozent in Göttingen, eine methodologisch grundsätzliche Kritik der Typologie, der zwar ein „gewisser heuristischer Wert“ zuzusprechen sei, da sie zeige, „daß in einer Population eben doch stets mehr steckt als ein Mittelwert“, doch seien die Typen „Ausschnitte aus einer größeren Häufigkeitsreihe“ und die zwischen ihnen gezogenen Grenzen „rein konventionelle“. Kretschmer setze voraus, dass die zur Typenaufstellung beigezogenen Individuen „tatsächlich vom gleichen Typ sind“, und „beweist dann diese Voraussetzung selbst“, indem er nur entsprechende Merkmale gelten lasse; mit einer anderen Vorannahme könne man „teilweise das gleiche Material unter Umständen“ typologisch ganz anders gliedern.²¹ Dies entspricht den im vorigen Kapitel zitierten Einwänden, die von Kurt Schneider und anderen gegen den typologischen Ausgriff auf das Gesamtgebiet der *psychischen* Variation vorgebracht wurden, und wie diese Kritiker verwenden die Internisten Brugsch und Leo Borchardt (Professor in Königsberg) in Bezug auf den *somatischen* Habitus das Konstrukt des komplexen Typus nur als systemloses und eng definiertes (beispielsweise als typischen Habitus des Arthritikers), während ihr Mittel für allgemeine Körperbauvergleiche ein technisches, theoretisch neutrales ist.²² Ein solches wird auch von Psychiatern wie Gruhle (1926) und Ewald (1928) bevorzugt, wird von F.I. Wertheimer und Florence Hesketh an der Johns Hopkins University in Baltimore bei ihrer Kretschmer-Nachprüfung ebenso angewandt wie bei kleineren amerikanischen Nachprüfungen, und auch die größere, preisgekrönte dänische Studie von Max Schmidt (1929) fußt auf somatologischer Seite auf einem anthropometrischen Index.²³

Somatometrisch *und* psychometrisch arbeiteten in den 20er Jahren zwei junge Forscher an der Universität von Chicago, von denen einer in den vierziger Jahren die bekannteste Alternative zur Kretschmer'schen Typologie vorlegen wird: William Sheldon, der nach einem Studium der Psychologie 1923 als Forschungsstudent an die Universität von Chicago kommt.²⁴ Er schließt sich dort dem Anthropologen Sante Naccarati an, der bei Viola in Padua studiert hatte und nun versucht, mit dessen anthropometrischem Index (Verhältnis von Gliedmaßenlänge und Rumpfvolumen) psycho-somatische Zusammenhänge aufzudecken. In seiner ersten Veröffentlichung meldet Naccarati 1921 eine positive Korrelation zwischen diesem Index und dem Intelligenzquotienten, und eine weitere, mit dem Psychologen Henry Garrett durchgeführten Untersuchung ergibt eine positive Korrelation mit der Schnelligkeit sowie Anpassungsfähigkeit mentaler und motorischer Leistungen.²⁵ Das bessere Abschneiden der relativ langgliedrigen Probanden entspricht Violas evolutionsbiologischer Deutung dieser Wuchstendenz als Höherentwicklung durch relative Abnahme der rein trophischen Körperfunktionen, aber diese Deutungen werden von den beiden Autoren nicht wiedergegeben. Sie wenden sich anschließend dem Temperament zu und ermitteln eine Korrelation dieses Index mit einer Skala, die von Emotionalität (die eher bei großem Rumpf anzutreffen sei) zu psychischer Asthenie (vor allem beim langgliedrigen Typ) führt, was sie als vorläufige Bestätigung Kretschmers werten.²⁶ Diese nicht-

leistungsbezogenen Eigenschaften werden später das große Thema Sheldons: Nach seiner Dissertation über *Morphologic Types and Mental Ability* (1925), die vor allem eine kritische Literaturübersicht ist, und neben einem weiteren Aufsatz über den Zusammenhang von Fähigkeiten und Körpermaßen (hier: Gesichtsmaßen) erscheint 1927 ein Beitrag über morphologische Korrelate von „social traits“, worin Sheldon „consistent though very low“ Korrelationen zwischen „general size“ (vor allem der Rumpfbreite) und den Eigenschaften „aggressiveness, leadership, and sociability“ meldet; er schließt hier aber keine Diskussion an und behandelt den Befund eher als Kuriosum.²⁷ In dieser Arbeit wird in einer Erörterung der Einteilung der Körperformen auch Kretschmer genannt, und in ihrer weiteren Zusammenarbeit wollten Sheldon und Naccarati die italienische anthropometrische Technik mit Kretschmers Thema und der typologischen Ausführung verbinden, aber Naccarati kam 1929 bei einem Unfall ums Leben. Sheldon nahm ein Medizinstudium an der Universität von Wisconsin auf, das er 1933 abschloss. Anschließend ermöglicht ihm ein amerikanisches Stipendium sowie eine englische Mäzenin einen zweijährigen Aufenthalt in Europa (1934-36).²⁸ Sein eigenes System veröffentlichte Sheldon ab 1940, weshalb wir hier erst im dritten Teil darauf zurückkommen.

Kretschmer akzeptierte die Anwendung von Indices als nachrangige Hilfsmittel; die Polarisierung der Körperformen nach dem Vorgang Weidenreichs lehnte er ab: Dies sei zwar ein praktisches Orientierungsmittel bei größeren Populationen, aber kein „wissenschaftlich brauchbares Prinzip“, weil es den „Verzicht auf das Studium aller feineren Baumerkmale und überhaupt der grundsätzlichen Wachstumstendenzen des menschlichen Körpers“ bedeute; insbesondere sei der Athletiker keine Mittelform, sondern jeder Typus sei gegen einen anderen „durch andere Merkmale“ abgesetzt.²⁹ Mit ähnlichen Argumenten wies Kretschmer auch die Kritik von Kollé zurück, dem er unter anderem vorwirft, mit falschen Pyknikern zu arbeiten, da das Kriterium des Fettgewebes weniger diesen als den Dysplastiker auszeichne; wenn Kollé sage, Pykniker seien nicht feingliedrig, sondern grobknochig, untersuche er eben keine Pykniker und trage nichts zur Überprüfung bei. Insgesamt bewertet Kretschmer dessen Ergebnisse als dessen „Mißerfolg“, der nicht verwundere, da er sich vor dieser „schwierigen spezialistischen Untersuchung“ nicht „gründlich persönlich beim Fachmann ausgebildet“ habe; verwunderlich sei nur, dass Kollé sein Scheitern öffentlich mache: „Man referiert sein Mißgeschick doch nicht in Zeitschriften und auf Kongressen.“³⁰

Kollé veröffentlicht weitere Untersuchungen, in denen er einzelne Anpassungen der Kriterien vornimmt, aber prinzipiell weiter anthropometrisch und mit eng gefassten klinischen Diagnosen vorgeht; dabei gelangt er weiter zu negativen Ergebnissen.³¹ Zur Methode stellt Kollé fest, dass Kretschmer seinen Kritikern eine falsche vorwerfe, „während er eine einwandfreie Methode bei denjenigen Autoren voraussetzt, die seine Lehre stützen.“³² Tatsächlich gibt es auffällige Diskrepanzen: Friedrich von Rohden, dessen Ergebnisse von Kretschmer als Bestätigung zitiert werden, verfuhr keineswegs streng nach dessen Kriterien, sondern

gab in dem mit Gründler verfassten Beitrag (1925) der Anthropometrie breiten Raum und gelangte auf diesem Wege zu einer allgemeinen Bestätigung Kretschmers, während er in einem weiteren Beitrag (1927) als die drei Typen des Körperbaus (eine Anzahl, die die „Erfahrung lehrt“) nicht nur Kretschmers, sondern vor allem die des Privatgelehrten Carl Huter (hier im ersten Teil vorgestellt) präsentierte, dessen Erklärung durch Dominanz je eines der drei Keimblätter er mit übernahm.³³ Die ebenfalls von Kretschmer zitierten positiven Befunde von Wertheimer und Hesketh sind auf somatologischer Seite mit einem metrischen Index erlangt worden; die Bestätigungen durch diese und andere Untersuchungen mit metrischen Verfahren ergaben weit geringfügigere Unterschiede, - auch die von Schmidt (1929), der diese dennoch als „ausgesprochene Bestätigung der Befunde von Kretschmer und seiner Schule“ wertete.³⁴

Kolles Kritik an Kretschmers diagnostischem Vorgehen ist besonders gegen die Diagnose von *Legierungen* gerichtet, gegen den Rekurs auf heterologe Elemente: so auf kleine pyknische Beimischungen wie Fett am Bauch bei einem ansonsten schlankwüchsigen Depressiven; damit greife Kretschmer ganz ad hoc zu den grundsätzlich von ihm zurückgestellten Einzelstigmaen, „um die Theorie zu retten.“³⁵ Das inkriminierte Vorgehen entsprach einem klinischen Zweck und Versprechen der Typologie: der besseren Differentialdiagnose und Verlaufsprognose; dies war ein vor allem von Friedrich Mauz bearbeitetes Forschungsthema: Er befasste sich seit 1922 als Assistent von Gaupp mit Fällen, die zunächst aus dem typologischen Rahmen zu fallen schienen; als Kretschmer 1926 dem Ruf nach Marburg folgt, geht Mauz als dessen Oberarzt mit und habilitiert sich bei ihm 1928 mit der 1930 erschienenen Monographie zur körperbaudiagnostisch gestützten *Prognostik der endogenen Psychosen*.³⁶ In seinem ersten Beitrag (1923) geht es um Schizophrene mit pyknischem Körperbau; quasi physiognomisch und wie zur Bestätigung von Jaspers und anderen heißt es dort:

„Jedem, der die affinen Beziehungen zwischen Schizophrenie und asthenischem Habitus einigermaßen erfaßt hat, wird das seltsame kontrastierende Bild auffallen, das schizoides Wesen in einem breiten, behäbigen, abgerundeten Körperbau bietet.“³⁷

Diese heterologen Erscheinungen stellt er als „besonders schöne Bestätigung für die konstitutionelle Affinität zwischen Körperbau und Psychose“ vor, insofern hier auf der psychischen Seite die „Beimischung cyclothymischer Elemente“ feststellbar sei; die Schizophrenie könne einen zirkulären Verlauf nehmen, mit relativ günstiger Prognose, nicht progredient destruktiver Prozess.³⁸ Mauz verweist auch auf entsprechend gemischte Familienverhältnisse.³⁹ Kretschmer äußerte die Erwartung, auf diesem Wege „dürfte sich allmählich ein wesentlicher Fortschritt in der Systematik, Prognostik und Therapie der endogenen Psychosen anbahnen.“⁴⁰ Georgi kommt 1928 in seinem Überblick über die bis dahin vorliegenden Untersuchungen zu dem Urteil, dass der Körperbau weder diagnostisch noch prognostisch ein Wegweiser sei.⁴¹ Auch Schmidt (1929) sieht keine Bestätigung der Bedeutung des nichtaffinen Körperbaus und damit keine Möglichkeit der

Verlaufsprognose, zumal die Körperbaudiagnostik im Einzelfall nicht gut zu begründen sei.⁴²

Ein besonderer Einwand, der auch die Einzelfalldiagnose betrifft, vor allem aber die Vergleichbarkeit der Gruppen, ist mit dem unterschiedlichen durchschnittlichen **Erkrankungsalter** der beiden großen Psychosen gegeben: Kolle und andere reduzieren oder beseitigen die Häufung der Pykniker bei den Manisch-Depressiven mit dem Argument, dass diese, da ihre erste Phase durchschnittlich in höherem Alter einsetze als eine Schizophrenie, altersgemäß fülliger seien.⁴³ Dieses Argument berührt auch das allgemeinere Problem der lebenszeitlichen **Stabilität des Typus**, die zu verteidigen ist, wenn der Körperbau erbbiologisch mit affinem psychischen Typus zu einem biologischen Gesamtkomplex verbunden sein soll. In *Körperbau und Charakter* gibt es ein typendifferenzierendes Merkmal, das den zitierten Einwand abfängt: Der Pykniker komme erst zur Lebensmitte hin wirklich zur Geltung, während Athletiker und Astheniker schon von Kindheit an als solche gut erkennbar seien.⁴⁴ In einem weiteren Beitrag unterscheidet Kretschmer „konstante“ und „richtungskonstante“ Merkmale und nennt als solche die Größe und Form des Schädels beziehungsweise die Weichteilentwicklung, Körperfülle und -oberfläche; richtungskonstante Merkmale seien durch Milieuwirkungen beeinflussbar, die sich jedoch nur innerhalb gewisser Grenzen auswirkten, und diese seien mit dem jeweiligen Typus gegeben.⁴⁵ Dem entspricht Weidenreichs Feststellung, die „Wachstumstendenz“ sei schon früh auf einen Platz der Variationsreihe ausgerichtet.⁴⁶ Saller hingegen betont die Umweltbedingtheit fast aller prägnanten Typen - vor allem auch als Folge bestimmter Berufstätigkeiten, während sein Kölner Fachkollege Walter Brandt auf andere unterschiedliche Lebensweisen Wert legt und den leptosomen Typ durch reduzierte wachstumshemmende Belastung bei Stadtleben und langem Sitzen in der Schule erklärt.⁴⁷ Die Körperbautypen der Kinder untersuchte unter Bezugnahme auf Kretschmer der Pädiater Wjaceslaw Krasusky in Odessa, dessen Bericht mit einem Vorwort Kretschmers 1930 als Beiheft zum deutschen *Jahrbuch der Kinderheilkunde* erschien; während der Autor zu der Auffassung neigte, es komme in Kindheit und Jugend zu echten Formverwandlungen, aus denen erst der bleibende Typus hervorgehe,⁴⁸ drückt Kretschmer im Vorwort seine abweichende Auffassung aus, erklärt aber zugleich, die von Krasusky vertretene sei „biologisch durchaus möglich“.⁴⁹ Mit dieser im Theoretischen zurückhaltenden Äußerung bekräftigt Kretschmer einmal mehr den sein typologisches Programm prägenden Anspruch auf den Status empirischer Wissenschaft.

Nachdem im ersten Band des von Bumke herausgegebenen Handbuchs (1928) Georgi einen ersten Überblick über den **Stand der Diskussion** gegeben hatte, erschien vier Jahre später in dem von Wilmanns redigierten Band über die Schizophrenie eine weitere Übersicht, die der Hamburger Privatdozent und spätere dortige Ordinarius der Psychiatrie Hans Bürger-Prinz besorgte: Nachdem er hier feststellt, dass Kretschmer mit seiner elf Jahre zuvor erschienenen Typologie „eine ganze Forschungsrichtung“ des Fachs „in seine Bahnen riß“, referiert er

wiederum diverse Meinungsverschiedenheiten und erhebt ausdrücklich Widerspruch gegen Kretschmers Angabe, seine Auffassung habe sich grundsätzlich durchgesetzt; der Heidelberger Position zum schizoiden Typus gemäß stellt er zum Körperbau der Schizophrenen fest, dass „ein Problem nicht klarer wird, wenn es auch noch in Beziehung tritt zu einem anderen, das wiederum eine Fülle von Fragen mit sich bringt“.⁵⁰ Aber auch Robert Gaupp, der 1925 erklärt, Kretschmers Typologie sei „im Wesentlichen“ bestätigt, sieht den schizoiden Typus, der gegenüber dem zykliden ein weitaus uneinheitlicheres Erscheinungsbild biete, als Hauptproblem.⁵¹

Eine fundamentale Bewertung von Kretschmers Typologie, in der die wesentlichen Einwände und Teilzustimmungen zur Geltung kommen, und die insbesondere mit der Auffassung von dem ganz unterschiedlichen charakterologischen Status der beiden Psychosen übereinstimmt, ist die als **Monotypologie** des Pyknikers und seiner Psyche. Jaspers nennt Kretschmers Beschreibung dieses Habitus seinen wertvollen Beitrag, der von der Intuition ausgehend „unser dunkles Sehen“ kläre - aber wie in der Kunst, nicht in der begrifflich klaren Art der Wissenschaft, denn dass man bei Kretschmers Beschreibung meine, die „seelische Abweichung“ gleich „mitzusehen“, habe „keine empirische Bedeutung“.⁵² Ebenso nennt Gruhle die Pykniker „die ‘beste’ Gruppe“, aber nicht nur in der Qualität der Darstellung, sondern auch nach den vorliegenden Zahlen, doch impliziere dies keinen bestimmten Kausalzusammenhang.⁵³ Die Somatizisten Bumke und Ewald sehen ebenfalls eine Monotypologie, wobei dieser einen „echten funktionalen Zusammenhang“ annehmen will.⁵⁴ Bei Bumke kommt hinzu, dass er wie sein Lehrer Hoche ein entschiedener Gegner der Krankheitseinheit Dementia praecox ist; hier eignet sich als Argument die Pluralität der schizaffinen Formen in Kretschmers Typologie (im Gegensatz zum eindeutig pyknischen Körperbau bei cyclothymen Psyche), die auch von Julius Wagner von Jauregg (1929) in diesem Sinne hervorgehoben wird, der Kretschmers Typologie akzeptiert, sie aber als Monotypologie und Dispositionslehre auffasst.⁵⁵

Die **biologische Kausalität** der Relation von Körperbau und Charakter wird auch in der monotypologischen Perspektive kaum in Frage gestellt. Bumkes Oberarzt Bostroem, der wie dieser das Schizoid ablehnte, bietet eine ausgeprägt somatizistische Interpretation (1926): Da der schizaffine Körperbau nicht nur im interindividuellen Vergleich uneinheitlich sei, sondern auch in ein und demselben Individuum ein wenig einheitlicher und besonders häufig *dysplastischer*, vermutet er, dass diese Personen „in einem biologischen Sinne widerstandsloser gegen einbrechende Prozesse sind“, wohingegen die Pykniker „zwar keineswegs gegen den Prozeß gefeit“ seien, doch würden sie „offenbar dank ihrer kräftigeren Vitalität weniger von der Erkrankung mitgenommen.“⁵⁶ Entsprechend interpretiert Luxenburger im folgenden Jahr die Resultate seiner statistischen Untersuchungen zur Häufigkeit der Tuberkulose bei den beiden großen Formkreisen: In der nicht-psychotischen Verwandtschaft von Schizophrenen sei die Tuberkulosemortalität viermal so groß wie in der Durchschnittsbevölkerung, von der sich die Verwandt-

schaft der Manisch-Depressiven in dieser Hinsicht nicht unterscheidet; die Häufigkeit des leptosomen und insbesondere ausgeprägt asthenischen Habitus im Umkreis der Schizophrenie deutet Luxenburger als Zeichen einer allgemein schwächeren und somit zu beiden Krankheiten (Schizophrenie und Tuberkulose) disponierenden erblich bedingten Gesamtkonstitution.⁵⁷

Kritisch zu der erbbiologischen Festlegung der Körperbau-Psychose-Relation äußerte sich Gruhle, der betonte, dass weder eine Ähnlichkeit zwischen Psychosen und gewissen Charakterbildern noch eine Häufigkeitsbeziehung einer oder beider dieser psychologischen Gebilde zum Körperbau etwas über die Art der Beziehung aussage.⁵⁸ Diesen Zusammenschluss kritisiert außerhalb der Psychiatrie Leo Borchardt (1932), Professor der inneren Medizin in Königsberg und Verfechter einer stark umweltbetonten Konstitutionslehre, der außerdem die pragmatische Bedeutung der Angelegenheit anspricht und den Rückgriff auf die äußere Form im Vererbungsargument nicht nur als „wissenschaftlich falsch und veraltet“, sondern als „für das ärztliche Handeln geradezu schädlich“ bezeichnet.⁵⁹ Gruhle begründet seine Ablehnung der apriorischen Annahme eines erbbiologischen Komplexes, indem er als Alternative ein „banales Beispiel“ ausführt (in dem wiederum das Problem der lebenszeitlichen Stabilität enthalten ist):

„Eine bestimmte Seelenverfassung läßt Müller zum Gastwirt werden, und weil er Gastwirt wurde, wurde er pyknisch.“⁶⁰

Dies sei zwar nur eine Hypothese, aber andere Erklärungen dürften nicht so leicht genommen werden.

In Gruhles Hypothese wird Kretschmers psycho-somatische Relation also in eine zeitliche Reihenfolge gebracht; die umgekehrte Möglichkeit bietet die Charakterlehre Alfred Adlers, der mit seiner Arbeit über den *nervösen Charakter* den Körper als ein Objekt scharfer Selbsteinschätzung des Kindes und damit zu einem Ausgangspunkt der rein psychisch-reaktiv verstandenen Charaktergenese eingesetzt hatte.⁶¹ Die tatsächliche Kritik der Kretschmer'schen psycho-somatischen Typologie entspricht aber nicht durchgängig diesen Grundpositionen: Der Psychiater Rudolf Allers, der als Psychotherapeut der Adler'schen Schule angehörte, machte von dem psychoreaktiven Gegenmodell in diesem Zusammenhang überhaupt keinen Gebrauch (1931), sondern äußerte nur die Vermutung, das Leben könnte sowohl das Temperament wie auch den Körper formen,⁶² während andererseits ein in psychopathologischen Dingen strenger Somatizist wie Kahn forderte (1928), den Zusammenhang viel deutlicher als einen vermittelten herauszustellen, denn aus dem biologischen Komplex von Körperbau und „Trieb/Temperament“

„ergibt sich die besondere Einstellung der Persönlichkeit zu ihrem Ich und zu der Umwelt, ergibt sich der psychologische Überbau der charakterlichen Zielsteuerung“.⁶³

Dieses Argument entspricht dem der stratologischen Trennung von Temperament und Charakter; wir sehen hier also nochmals die Möglichkeiten, die eine streng dualistische Konzeption eröffnet. Einen weiteren Schritt unternahm der mit Naccarati zusammenarbeitende Psychologe Garrett und sein Kollege

W.N.Kellogg (1928), die zur Erklärung der von ihnen festgestellten Beziehung zwischen sozialer Kompetenz und einem mittleren Wert des Viola-Index die Vermutung äußerten, dass sich solche Individuen in Gesellschaft dank besseren Aussehens sicherer fühlten als andere.⁶⁴ Diese Erklärungsmöglichkeit, die in heutiger Zeit sehr vertraut erscheint (worauf wir hier im Schlusskapitel zurückkommen), ist eine ausgesprochen seltene Erscheinung; vorliegende Arbeit ist keine bibliometrische, aber es sei vermerkt, dass eine solche Möglichkeit in keiner weiteren der hierzu beigezogenen Veröffentlichungen, die im Titel das Verhältnis zwischen somatischen und psychischen Eigenschaften ansprechen, erwogen wird. Die allgemeine Orientierung der genannten Studie entspricht aber sehr gut dem allgemeinen Sachverhalt, der von Rose dargelegt und hier im ersten Teil vorgestellt wurde: Die anglo-amerikanischen Psychologen, die schon früh mit ihren Konzepten zugleich eine eigenständige professionelle Praxis vorstellten, tendierten zur Abwertung der somatischen Stigmen und proklamierten dagegen die direkte Messbarkeit der interessierenden psychischen Eigenschaften mit ihren eigenen Instrumenten - vor allem der Intelligenz, die besonders streng von somatischen Stigmen getrennt wurde, womit aber keineswegs die These ihrer hochgradigen Erbllichkeit abgewiesen wurde; besonders deutlich wird dies bei Cyril Burt, der als Hereditarist par excellence in die Geschichtsbücher eingegangen ist: Er wandte sich unter anderem gegen die noch immer vorgebrachte Auffassung, der Schädel der afrikanischen „natives“ sei durchgängig kleiner, daher auch ihr Gehirn, wogegen er mit seinem korrelationsstatistischen Instrumentarium argumentierte, die Schädelgröße sei mit körperlichen, weniger mit mentalen Merkmalen korreliert, und der einzige Weg zur Feststellung letzterer sei der direkte.⁶⁵ Burts Grundposition war: die Intelligenz als überragend bedeutende Eigenschaft ist erblich, das Temperament als Verlaufsform der Gefühle wahrscheinlich aber nicht eindeutig erblich, und der hiervon zu unterscheidende ethische Charakter lebenszeitlich erworben, wobei jedoch ein angeborener Teil mit den Instinkten und ihren begleitenden Emotionen gegeben sei, die aber stets unter dem Einfluss der Umwelt stünden und daher modifizierbar seien.⁶⁶

Die in der deutschen Psychologie zunehmende Tendenz zur organischen Ganzheit war eo ipso einer kategorischen Absonderung des Psychischen entgegengesetzt und konnte daher das Interesse an psychisch-reaktiven Aspekten der Persönlichkeitsentwicklung nur schwächen: Bei Kroh und Pfahler geht der Bezug auf Kretschmers Typologie einher mit dem Interesse an der Vererbung, und Spranger, der die von Jaensch entwickelte organistisch-stratologische Psychologie als Verwirklichung der Synthese seines eigenen, „verstehenden“ Ansatzes mit dem rein biologischen begrüßte, bemühte sich nicht um eine psychologische Umdeutung der Kausalität von Kretschmers Doppeltypologie, sondern stellte sie neben den (stets paradigmatischen) „leiblich-seelische[n] Unterschied der Geschlechter“ als weiteres Beispiel dafür, dass ganz allgemein die individuellen Unterschiede „um so größer sind, je mehr sie schon rein körperlich vorgebildet sind.“⁶⁷

Die **Vererbung** psychischer Eigenschaften, Typen, und psychopathologischer Einheiten - der in diesem Zusammenhang weithin als vorrangig erachtete biologische Sachverhalt - war Gegenstand oft sehr detaillierter Erklärungen, während die Erbbiologie in den Worten Gaupps „noch in ihren Anfängen“ war (1925).⁶⁸ Die Rezeption ihrer Neuerungen war auch in den 20er Jahren objektiv erschwert durch Meinungsverschiedenheiten und begriffliche Unschärfen bei den Vererbungsforschern selbst, die besonders in Deutschland der neuen, zytologisch-mendelistischen Genetik (nach Morgan) viele Vorbehalte entgegenbrachten und insbesondere das „Kernmonopol“ bezweifelten, was Paula Hertwig als Verfechterin dieses für die neue Genetik wesentlichen Konzepts auf den obwaltenden Holismus als weltanschaulichen Grund zurückführte.⁶⁹ Ein Beispiel problematischer Begrifflichkeit ist Erwin Baur hier im ersten Teil vorgestellte Unterscheidung von drei Kategorien der Variation, die eine phänotypische Abweichung der Nachkommen von den Eltern erklärten (1921):⁷⁰ „Idiovariation“ durch Veränderung im Erbgut, „Mixovariation“ infolge der Durchmischung der elterlichen Anlagen, und „Paravariation“ als Abweichung des Phänotypus vom Genotypus durch im Zuge der Ontogenese wirkende Parafaktoren; dass letzterer im Sinne der Genetik grundverschiedener Vorgang mit den beiden anderen, im Erbgut stattfindenden zusammen als „Variation“ bezeichnet werden, und dass dieser Begriff dem der „Vererbung“ gegenübergestellt wird, der den empirischen Sachverhalt der Übereinstimmung zwischen Eltern und Nachkommen bezeichne,⁷¹ macht verständlich, dass der paradigmatische Vererbungsbegriff, der das ältere Konzept zweier entgegengesetzter Lebensprinzipien der Variation und Heredität abgelöst hatte, außerhalb der Vererbungsforschung mit präparadigmatischen Elementen durchsetzt blieb: Sommer unterscheidet 1922 die „Variation“ in der Generationenfolge prinzipiell von der Übereinstimmung, die er auf eine „Vererbungs-kraft“ zurückführt,⁷² und Kehrer sieht 1924 im Genotypus „eine Art von gestaltendem Lebensprinzip wie Kraft oder dergl.“ und im Phänotypus „die Gestaltform“, in die er durch äußere Einflüsse gebracht werde.⁷³

Eine noch bis weit in die 30er Jahre hinein anzutreffende Vererbungsvorstellung ist die *lamarckistische*, die zwar aus dem engeren Kreis der Vererbungsforschung verdrängt wurde, als sich mit dem zytologisch-mendelistischen Paradigma der *Genetik* die strikte Trennung von Keimbahn und Soma (Weismann) beziehungsweise Genotyp und Phänotyp (Johannsen) durchsetzte, so dass die vergeblichen Versuche von Kammerer in den 20er Jahren, die Vererbung erworbener Eigenschaften im Labor zu beweisen, als Nachhutgefechte erscheinen,⁷⁴ doch auch das Unvermögen, lamarckistische Effekte im Labor zu erzeugen, ist gerade im Falle einer so allgemeinen Annahme kein Beweis ihrer Unmöglichkeit. Kretschmer moniert 1929 die „dogmatische Einseitigkeit“ bei der Verneinung durch manche „Experimentalbiologen“; wie oben bereits festgestellt, war er Anhänger der Semon'schen Mneme-Lehre - wie auch seine Fachkollegen Bleuler und Jung, sowie auch Sommer, der 1922 die Plausibilität der lamarckistischen Annahme mit dem einfachen Argument stützte, dass allein Vorstellungen bekanntlich genügen, um in den Genitalien physiologische Effekte hervorzurufen.⁷⁵

Im Hinblick auf Kretschmers Typologie sind die verschiedenen Vorschläge zum **Vererbungsmodus** des besonders umstrittenen schizoiden Typus und der Schizophrenie interessant, da die jeweils vertretene Auffassung von deren Kontinuität oder Diskontinuität darin mit enthalten ist oder sogar dadurch begründet wird. Schon im ersten Teil sahen wir die gradualistische Auffassung mendelistisch ausgeführt: durch Bleuler als intermediären Erbgang mit feinsten Abstufung des Ausprägungsgrads der Anlage (1917), und danach durch Hoffmann mittels der komplizierteren Annahme der rezessiv erblichen und außerdem polyhybriden Anlage, was die Annahme verschiedener Schweregrade der Krankheit, Vorstufen oder verwandter Charaktertypen gestattet.⁷⁶

Die Annahme eines rezessiven Erbgangs der Schizophrenie war unabhängig von der Frage des Übergangs attraktiv, da so die vielen unauffälligen Verwandten zu erklären waren; auf dieser Basis äußerte Kahn als *Gegner des Gradualismus* die (von Bleuler ausdrücklich abgelehnte) zusätzliche Vermutung, es sei „zum Zustandekommen der Erscheinungsbilder“ außerdem „die dominante Anlage zu Schizoid“ erforderlich, was die Beteiligung noch weiterer Erbfaktoren jedoch nicht ausschließe.⁷⁷

Von Josef Berze, einem weiteren Gegner des Gradualismus, erscheint 1923 ein über 70 Seiten langer Aufsatz voller Mutmaßungen über mendelistische Haupt- und Nebenfaktoren und ihr kompliziertes Spiel im Erbgang, das die verschiedenen Erscheinungsbilder und Ausprägungsgrade bedinge; wie der Autor selbst anmerkt, haben seine Erörterungen „viel spekulativ Konstruktives an sich.“⁷⁸ Ein vergleichsweise äußerst einfaches Gegenmodell wird 1926 von dem Neurologen Oskar Vogt angeboten, der aus der Tatsache der Mutation die Existenz von diskontinuierlichen Krankheitseinheiten als zwingende Schlussfolgerung ableitet;⁷⁹ dieses Argument kann man kaum als Theorie bezeichnen, sondern eher als plausibilitätsstiftende begriffliche Operation - was in unterschiedlichem Maße allerdings für alle diese Vorschläge gilt.⁸⁰

In die Diskussion über die Erbverhältnisse von Schizoid und Schizophrenie schaltet sich auch Fritz Lenz ein, der 1923 in München das erste Extraordinariat für Rassenhygiene in Deutschland erhalten hatte: In der im selben Jahr erschienenen zweiten Auflage des mit Baur und Fischer verfassten Grundrisses nimmt er wie Kahn eine dominante Anlage zu „schizoider Seelenverfassung“ an und erklärt Kretschmers Befunde zu ihren Vererbungsverhältnissen in Familien wie Hoffmann durch „Polymerie“ (Polygenie), aber die Schizophrenie erklärte er durch Fusion zweier solcher Anlagen zu einem homozygoten Bestand.⁸¹

Hans Luxenburger, der gegen Ende der 20er Jahre die Avantgardeposition in der Erbpsychiatrie übernimmt, vermutet hingegen einen komplizierten *rezessiven* Erbgang; um über Spekulationen wie die von Berze angestellten hinauszukommen, führt er im Rahmen von Rüdins Forschungsprogramm die erbstatistischen Berechnungen durch, in die neben der Tuberkulose auch die im Umkreis der jeweiligen Psychose festgestellten psychopathischen Erscheinungen einbezogen werden; die „Sonderlinge“ werden als mögliche Heterozygoten der schizophrenen Anlage erörtert.⁸² In diesem Zusammenhang befasst sich Luxenburger

auch mit der Erbbiologie der Zwangsneurose, die besonders häufig vorkomme bei den „Psychopathen des hyperästhetisch-autistischen Typus“, der dem umfassenderen schizoiden Typus nach Kretschmer angehöre; Luxenburger verweist außerdem auf Freud, der eine Beziehung zwischen Zwangssymptomen und Anomalien des Sexuallebens festgestellt habe, und gelangt zu einer doppelt erbbiologischen Deutung: Wo die „angeborene Schaltungsanomalie des Assoziationsapparates“ einhergeht mit einer „abnormen Sexualkonstitution“, würde sie im Falle aktueller Konflikte im Sexualleben mit Zwangssymptomen reagieren.⁸³ Kretschmer verweist im 1928 verfassten Vorwort zu einer neuen Auflage von *Körperbau und Charakter* auf die Forschungen Luxenburgers und die damit erwiesene „schwer belastende Bedeutung der autistisch-hyperästhetischen Persönlichkeitstypen im Erbgang der Schizophrenie“, der „Kerngruppe des Schizoidbegriffs“, und sieht darin eine Bestätigung desselben.⁸⁴

Der starke Bezug auf die Vererbungsforschung ließ es besonders dringlich erscheinen, festzulegen, genau **was vererbt wird** - zumal dann, wenn Übergangs- oder Zweifelsformen oder der normale Charakter mendelisiert werden sollten; besonders deutlich wird dies durch Hoffmanns überwältigende Bereitschaft zum Schluss auf Erblichkeit (ausdrücklich plädiert er für die Erblichkeitsfeststellung per exclusionem) von sehr grob definierten psychischen Eigenschaften - zum Beispiel der Intelligenz, als welche er die Schulleistungen zusammenfasst, deren Ähnlichkeit in der Generationenfolge er als Erblichkeitsbeweis verwendet; die Erblichkeit des Charakters belegt er mit dem Argument, dass zwischen Geschwistern Unterschiede bestünden, obwohl sie in einer Familie und daher unter gleichen Bedingungen heranwachsen.⁸⁵ Ein „Herrenmensch“ und ein „böses herrschsüchtiges Weib“ in einer von Schizophrenie betroffenen Familie belegen die erbbiologische Verwandtschaft zwischen der Psychose und dem schizoiden Charakter.⁸⁶ In einer weiteren Veröffentlichung (1923) zeigte sich Hoffmann selbst unzufrieden mit Diagnosen wie „machte Sachen verkehrt“ und forderte definierte „Eigenschaften“ als „erbbiologische Bausteine“ einer „mendelistischen Fundierung“.⁸⁷

Dies entsprach ganz den Absichten von Gerhard Pfahler, der zu diesem Zweck psychische „Grundfunktionen“ ermitteln wollte; die Dringlichkeit dieser Aufgabe nahm nach seinem *System der Typenlehren* (1929) noch zu: In einer Monographie unter dem Titel *Vererbung als Schicksal* (1932) forderte er eine scharfe Trennung von „Vererbungsschicksal“ und „Umweltschicksal“, wobei letzteres ganz sekundär erscheint, da die Umwelt immer nur eine vorhandene Anlage mobilisiere, und auch die überhaupt nicht erblichen weil inhaltlich bestimmten ethischen und religiösen Überzeugungen seien in ihren Formen von den direkt oder mittelbar erbbedingten Verhältnissen abhängig; danach ist klar, dass jede Person „kraft ihres eingeborenen Gesetzes das Gesamte ihres bisherigen Weges gehen mußte“.⁸⁸ Das Anlagengefüge sei „Urschicksal“ und das „einzig Feste“ in turbulenter Welt und Zeit.⁸⁹

Ein Gegner der Erbdogmatik: der Psychologe Wilhelm Peters, Ordinarius in Jena, der schon 1923 ähnlich wie später Pfahler hervorgehoben hatte, dass nur „gewisse Grundlagen“ der Persönlichkeit vererbt würden, ließ im Unterschied zu diesem eine Aufgliederung zwecks Mendelisierung im Hinblick auf die vollentwickelte Persönlichkeit ganz aussichtslos erscheinen, denn jede anzunehmende Anlage werde im weiteren Verlaufe so weit umgebildet und ausdifferenziert, dass sämtliche psychischen Eigenschaften eines Menschen als erworbene anzusehen seien (1925);⁹⁰ statt einer solchen mendelistischen Aufgliederung forderte er die Analyse der Umwelt, die gemeinhin fälschlich als nur günstig oder ungünstig wirkender Block angesehen werde: denn ohne eine differenzierende „psychologische Milieulehre“ wäre eine psychologische Erblehre gar nicht möglich (1923).⁹¹ Peters thematisiert Entwicklung als Wechselwirkung - jedoch nicht nur zwischen Umwelt und Subjekt, sondern auch innerhalb des Individuums: zwischen Intelligenz und Temperament (1930), dessen Extremlagen die Intelligenzentwicklung behindern, wie eine minder entwickelte Intelligenz verhindere, dass sich das Temperament aus dem rohen Zustand verfeinere.⁹²

Das Konzept der Wechselwirkung im Verhältnis von Erbe und Umwelt wird von Psychiatern wie Birnbaum und Kehrer, die grundsätzlich durchaus erbbiologisch orientiert sind, gegen einen ausgesprochenen Erbdogmatiker wie Hoffmann eingesetzt.⁹³ Dieser bietet ein eigenes Konzept der Wechselwirkung, das auch vermisste Fortschritte der Forschung erklären hilft: Jede einzelne Anlage enthalte im umfassenden „Strukturzusammenhang“ eine besondere „Strukturbedeutung“, die sich somit im Erbgang ändere; so könne eine ererbte „Widerstandsunfähigkeit“, die zur mütterlichen Frohnatur „aus anderer biologischer Quelle“ hinzukomme, in der schwachen Anlage eine kompensatorische Stärkung bewirken; auf diese Weise wird die „Kompensation irgendwelcher Minderwertigkeitsgefühle“ erklärt durch eine „erbbiologische Strukturverschiebung“.⁹⁴ Ähnliche Feststellungen finden sich bei Pfahler, der durch die Betonung des übergeordneten Zusammenhangs dem mendelistischen Ansatz das zeittypische ganzheitliche Antlitz gibt.⁹⁵ Es besteht hier zumindest begrifflich eine Verwandtschaft mit dem Forschungsthema des sogenannten Positionseffekts der Gene (der Veränderung der phänotypischen Wirkung des Gens durch Einfügung an anderer Stelle), der seit 1925 vor allem von Sturtevant in der Morgan'schen Arbeitsgruppe erforscht wurde, sowie von der russischen Schule um Sergej Tschetwerikow, der hiernach das Konzept des „genotypischen Milieus“ des einzelnen Gens einführte.⁹⁶ In der deutschen Erbpsychiatrie wird dieses Konzept durch Luxenburger aufgenommen, der auf diese Weise zu einem äußerst umfassenden Begriff von „Umwelt“ gelangt, der nicht auf das realisierte Individuum, sondern letztlich auf ein einzelnes Gen bezogen wird.⁹⁷ Hoffmann bedient sich hier indirekt des Konzepts ohne zugehörige Terminologie, um unerwartete Ergebnisse der Paarung plausibel zu machen; in seinen anschließenden Ausführungen ist implizit das alte Moebius'sche Konzept der Keimfeindschaft enthalten:

Hoffmann erkennt eine allgemeine Krankheitsdisposition „antinomisch aufgebauter Persönlichkeiten“, deren Binnenkontraste sich von den auch im Normal-

bereich wirksamen durch ihre besondere, pathogene „Vehemenz“ unterschieden - was er wiederum erbbiologisch erklärt: „Die Disharmonie muß schon im Keime bestehen“ und müsse „vor allem auch die Intensität der Erbkräfte betreffen“, welche eine „disharmonisch sich gestaltende Charakterentwicklung“ bedingten. Die „Disharmonie der Erbmassen“ sei ein „wichtiges Prinzip der Pathogenese“.⁹⁸ Eine weitere, auch begrifflich auf den neuesten Stand gebrachte Version, die zudem verdeutlicht, wie die oben zitierte begriffliche Unschärfe eines führenden Vererbungsforschers wie Baur der Rezeption einen breiten Deutungsspielraum eröffnete, formulierte Bumke: Als eine Entstehungsursache der Psychose nennt er die ungünstige „Mixovariation“ durch „zufällige, unzweckmäßige Auswahl der Erzeuger“ und betont, dass der resultierende Defekt von den Nachkommen nicht weitervererbt würde; eine erbliche Abweichung komme nur durch Mutation als „Idiovariation“ zustande.⁹⁹ Ganz im Gegensatz zur Baur'schen Ausführung wird hier die Mixovariation vorgestellt als Resultat von unbekanntem stofflichen Vorgängen, die sich in der Zygote durch ein Missverhältnis der elterlichen Anlagen abspielen und die weitere Entwicklung des Keimes stören. Bumke betont generell die Bedeutung der „Keimschädigung“, die er als „Vergiftung des werdenden Kindes“ von einer Änderung der Erbanlagen trennt, da er den Verfall der lamarckistischen Annahme akzeptiert, und da er dies tut, gelangt er zu einer allgemeinen Geringschätzung der Vererbung in der Psychiatrie und damit zu einer Aufwertung stofflicher pathogenetischer Ereignisse in der Lebensspanne des Individuums.¹⁰⁰

Das Konzept der „Keimfeindschaft“ wurde auch weiterhin mit dem der Rasse-mischung verbunden, die gleichfalls als medizinisches Problem angesprochen wurde - so von Otto Naegeli, Ordinarius für Innere Medizin in Zürich, in seiner *Allgemeinen Konstitutionslehre*, der gerade dadurch, dass er keinerlei Präferenz für eine bestimmte Systemrasse zu erkennen gibt, die allgemeine Plausibilität des Konzepts der Keimfeindschaft auch in seinen sozialpolitischen Bezügen verdeutlicht;¹⁰¹ wir werden auf diesen Themenkomplex im nachfolgenden Kapitel über Rassetypologie (Kap.2.6) zurückkommen.

Die genetische Kombination war nicht das einzige Thema, das mit dem von der Genetik angebotenen begrifflichen Instrumentarium bearbeitet wurde: Um die Annahme der erbbiologisch fundamentalen Bedeutung des Konstitutionstypus gegen den Einwand lebenszeitlicher Variation abzusichern, verweist Kretschmer in *Körperbau und Charakter* auf die von Genetikern wie Goldschmidt als „Dominanzwechsel“ bezeichnete Möglichkeit einer Merkmalsänderung im individuellen Entwicklungslängsschnitt.¹⁰² Hoffmann vermutet, „daß irgend ein hemmendes Merkmal wegfallen oder eine auslösende Ursache (endogener beziehungsweise exogener Art) einsetzen muß, um eine latente Anlage zu phänotypisieren.“¹⁰³ Diese Formulierungen entsprechen dem Trend der deutschen Genetik, die in besonderem Maße physiologisch interessiert war und sich mit den unterschiedlichen phänotypischen Auswirkungen ein und desselben Gens befasste; wiederum ist es Luxenburger, der in den 30er Jahren die sogenannten *Manifestationsschwankungen* mit ins Zentrum seiner Konzeptualisierungen

stellen wird. Das hier von Kretschmer und Hoffmann eliminierte Problem ist nur eines der Erklärung, wohingegen das Mischungsthema praktisch relevant ist (und angesichts verbreiteter rassetypologischer Präferenzen auch brisant); modernste genetische Begriffsbildungen hängen hier zusammen mit allgemeinen, lebensnahen Fragestellungen:

Die Frage der genetischen Kombination wird zumindest potentiell zu einem wichtigen Aspekt des Themas der **Gattenwahl**. Hoffmann betont die weitreichenden Folgen ungünstiger Paarung, denn „infolge günstiger bzw. ungünstiger Elternkreuzungen“ komme es zu „Aufstieg und Abstieg“ ganzer Familien und Sippen.¹⁰⁴ Er anerkennt jedoch die „Tatsache der erblichen Regeneration“, in deren Verlauf eine Entartung aus der betroffenen Sippe wieder verschwinde, und argumentiert so noch 1926 gegen das „sog. Gesetz der progressiven Entartung“, das der klassischen Morel'schen Degenerationslehre aus der Mitte des 19. Jahrhunderts entspricht.¹⁰⁵

Das Problem der biologisch günstigen Gattenwahl wird von Kretschmer Mitte der 20er Jahre auf der Basis seiner Typologie bearbeitet: Mit seinem Oberarzt Mauz ermittelt er die Häufigkeit von ähnlichen, kontrastierenden und unklaren Kombinationen bei 170 Ehepaaren und stellt ähnliche vor allem in den Mittellagen fest, bei den Extremvarianten jedoch eine deutliche Tendenz zur Kontrastehe. Vor allem die prononciert schizothymen und schon deutlich schizoiden Personen bevorzugten eindeutig „energische, lebenszugewandte“ Partner, wobei die „hohe biologische Zweckmäßigkeit dieser erotischen Tendenz“ sowohl im Hinblick auf die „individuelle Lebensanpassung“ als auch wegen der „Wirkung auf die Nachkommen“ auf der Hand liege. Überraschender sei, dass die „Hypomanischen“ des zirkulären Kreises trotz ihrer Kontaktfreudigkeit und reagiblen Natur nicht zueinander fänden, sondern sogar noch stärker den Kontrast suchten: „Hier stehen wir vor sehr merkwürdigen, nur tief instinktmäßig, überpersönlich, gattungshaft zu begreifenden Tatsachen.“¹⁰⁶

Kretschmer stellt außerdem bei den Gattenkombinationen eine Regelmäßigkeit im je individuellen Verhältnis männlicher und weiblicher Anteile fest; damit greift er die vielleicht originellste Idee im Werk von Otto Weininger auf: dessen Algebra der sexuellen Attraktion, wonach in jedem, auch im homosexuellen Paar in der Gesamtbilanz „immer ein ganzer Mann (M) und ein ganzes Weib (W)“ enthalten sei, „wenn auch auf die zwei verschiedenen Individuen in jedem einzelnen Fall in verschiedenem Verhältnisse verteilt.“¹⁰⁷ Der Grundgedanke wird auch von Ewald und Hoffmann vertreten; Kretschmers Resultat entspricht hier dem mit der eigenen Typologie ermittelten: Es suche zum Beispiel der Mann mit „Teilfeminismen“ ein sthenische Kontrast-Frau; bemerkenswert ist, dass Kretschmer hier nicht im mindesten geringschätzig formuliert, sondern betont, dass die populäre Schreckfigur der Xanthippe ganz falsch sei, denn solche Ehen seien „zum größten Teil ganz besonders glücklich und harmonisch“ und böten „auch nach außen hin ein durchaus würdiges Bild zweckmäßiger Ergänzung im Lebenskampf“.¹⁰⁸

Mit der Theorie der Gattenwahl hat die Typologie Anschluss an einen weiteren Bereich der *Praxis* - zusätzlich zu dem psychiatrischen von Diagnose und Prognose: Sie kann der Eheberatung zugrunde gelegt werden, wobei mit Kretschmers Hinweis auf die Beschaffenheit der Nachkommen ein erbhygienischer Gesichtspunkt hinzukommt. Ohne diesen ist das ganze Ausmaß der Spekulationen über Erbgänge kaum verständlich und eine historische Rekonstruktion unvollständig. Schizophrenie und schizoider Charakter wurden in die allgemeine Annahme der großen, auch vorrangigen Bedeutung der Vererbung einbezogen, aber der durchaus somatizistische Carl Schneider befand noch 1930, dass auch durch Rüdins statistische Forschungen nach der mit Weinberg konzipierten Methode die Erblichkeit der Schizophrenie noch nicht gesichert sei (vom Modus also ganz zu schweigen).¹⁰⁹ David Barker hat am Beispiel der einflussreichen Goddard'schen Theorie der Vererbung des leichten Schwachsinn durch ein einzelnes rezessives Gen aufgezeigt, wie unter dem Einfluss gesellschaftlicher und politischer Einstellungen eine Theorie, die von Anfang an auch nach ihren eigenen Maßstäben sehr schwach war (da bei den wenigen beigezogenen Generationen in den meisten Fällen die Entscheidung zwischen hetero- und homozygoter Erbnatur eines phänotypisch Normalen nur gemutmaßt werden konnte - von der Stichhaltigkeit der individuellen Diagnose einmal ganz abgesehen), dennoch weithin akzeptiert wurde und im Laufe der 20er Jahre bis zu ihrer Aufgabe in den 30ern in einer Weise kritisiert und modifiziert wurde, die Barker als wenig rational und in hohem Maße von jenen Einstellungen geprägt darstellt.¹¹⁰

ANMERKUNGEN

¹ cf. B.T.Clause, „The Wistar Rat as a Right Choice: Establishing Mammalian Standards and the Ideal of a Standardized Mammal“, in *J.Hist.Biology* 26 (1993), p.329-349.

² R.C.Tryon, „Genetic Differences in Maze-Learning Ability in Rats“, in Whipple (Hg.), *Intelligence: Its Nature and Nurture* (1940), Kap.4 (S.111-119). Nach der siebten Generation machte sich ein „law of diminishing returns“ (gesetzmäßiger Rückgang des Ertragszuwachses) geltend und wurden nur noch „negligible effects“ festgestellt. Tryon (1901-1967) promovierte 1928 an der *University of California* in Berkeley und war dort 1931-1967 erst assistant professor, dann full professor: cf. C.Cooper, „Tryon, Robert Choate“, in Sheehy/Chapman/Conroy, *Biogr.Dict.Psychol.* (1997), S.581-583.

³ C.S.Hall, „Temperament: A Survey of Animal Studies“, in *Psychol.Bull.* 38 (1941), S.909-943, bes. S.909-910; sein open field test: die Plazierung auf einer standardisierten Fläche ohne Versteck.

⁴ L.L.Thurstone, „The Vectors of Mind“, in *Psychol.Rev.* 41 (1934), S.1-32, hierzu S.32.

⁵ Galton, *Inquiries* (1883), enthält ein ganzes Kapitel zur „natural history of twins“ (S.216-243). - In den USA veröffentlichte Studien sind: A.Gesell/H.Thompson, „Learning and Growth in Identical Infant Twins“, in *Genetic Psychol.Monographs* 6 (1929), S.5-124; denselben Zweck soll der Vergleich zwischen Adoptivkindern und natürlichen Verwandten, v.a. Eltern

und Geschwistern erfüllen in der Untersuchung von F.N.Freeman/K.J.Holzinger/B.C.Mitchell, „The Influence of the Environment on the Intelligence, School Achievement, and Conduct in Foster Children“, im Jahrbuch 27 der *National Society for the Study of Education* (1928), S.103-217; zwei dieser Autoren sind danach beteiligt an der großen Zwillingsstudie von H.H.Newman/F.N.Freeman/K.J.Holzinger, *Twins: A Study of Heredity and the Environment* (1937).

⁶ Programmatisch auf Zwillingsforschung orientiert der Dermatologe und Eugeniker H.W.Siemens in seiner kleinen Schrift *Die Zwillingspathologie* (1924), bes. S.5. Die bei Rüdin durchgeführte Zwillingsstudie ist Otmar v.Verschuer, „Die Wirkung der Umwelt auf die anthropologischen Merkmale nach Untersuchungen an eineiigen Zwillingen“, in *Arch. Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 17 (1925), S.149-164. Verschuer (1896-1969), Dr.med. München 1923, wurde 1927 in Tübingen für Genetik habilitiert: cf. Killy/Vierhaus (Hg.), *Deu.Biogr. Enzykl.*, Bd.10 (1999), S.197-198; er ging im selben Jahr nach Berlin als Abteilungsleiter für menschliche Erblehre am neuen KWI in Dahlem (hierzu s. hier Kap.2.5); er nahm das Zwillingsprojekt dorthin mit: cf. P.J.Weindling, „Weimar Eugenics: The Kaiser Wilhelm Institute for Anthropology, Human Heredity and Eugenics in Social Context“, in *Annals Sci.* 42 (1985), S.303-318, hierzu S.314. J.Lange meldet in *Verbrechen als Schicksal* (1929) die Konkordanz der Homozygoten, folgert die Erbllichkeit der „Artung, welche zu sozialen Entgleisungen führt“ und fordert „fortpflanzungshygienische Maßnahmen“ (S.14,96); Lange (1891-1938) promovierte 1917 in München und wurde Assistent Kraepelins an dessen neuer DFA; 1921 wird er habilitiert, 1926 a.o.Prof.; seit 1922 leitender Arzt der neuen psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses in Schwabing, wird er 1927 an der DFA Leiter der Klinischen Abteilung, die mit jener Abteilung verschmolzen wird; 1930 wird er o.Prof. in Breslau als Nachfolger von Wollenberg: cf. Kreuter, *Lexikon*, Bd.2, S.820-823.

⁷ G.Israel, „The Emergence of Biomathematics and the Case of Population Dynamics: A Revival of Mechanical Reductionism and Darwinism“, in *Science in Context* 6 (1993), S.469-509: nennt vor allem Epidemiologie und Populationsdynamik und -genetik (S.469, 482). Nunmehr rückständig z.B. C.B.Davenport, der in *Body Build and Its Inheritance* (1923), S.50-51 gegen Massenstatistik die Analyse bekannter ganzer Familien zwecks Mendelisierung fordert.

⁸ Rüdin habe keine „eigenständigen oder neuartigen konzeptuellen Inhalten“ mehr beigetragen: M.M.Weber, „Psychiatrie“, S.156-157, 160.

⁹ Luxenburger (1894-1976) wurde PD in Basel 1928, München 1929, dort 1934 a.o.Prof. und 1940 apl.Prof.: cf. *Kürschners*, 6.Ausg. (1940/41), Bd.2, Spalten 104-105, und Weber, „Psychiatrie“, S.167/Anm.42; z.B. dessen Beitrag „Tuberkulose als Todesursache in den Geschwisterschaften Schizophrener, Manisch-Depressiver und der Durchschnittsbevölkerung“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 109 (1927), S.313-340, voller mathematischer Berechnungen sowie Kontrollen zur Elimination von Umwelteinflüssen; danach „Demographische und psychiatrische Untersuchungen in der engeren biologischen Familie von Paralytikerehegatten“, *ibidem*, Bd.112 (1928), S.331-491, darin Belastungsstatistik der Durchschnittsbevölkerung als dringliches Desiderat der Forschung (S.335), umgeht das Problem der Stichprobengewinnung durch Arbeit mit gesunden Ehegatten und wählt die von Paralytikern, da diese prämorbid dem Bevölkerungsdurchschnitt nahestehen, wohingegen Schizophrene schon prämorbid „nicht gerade besonders sympathische Typen“ seien und daher auch die Ehegatten von vornherein als merkwürdig anzusehen seien (S.339-340). In „Zur Methodik der empirischen Erbprognose in der Psychiatrie“, *ibidem*, Bd.117 (1928), S.543-552, vehement gegen einen noch bestehenden Irrglauben, mit „Stammbäumen und Stammbäumchen“ seien brauchbare Resultate zu erzielen (Schlussatz, S.552).

¹⁰ K.O.Henckel, „Körperbaustudien an Schizophrenen“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 89 (1924), S.82-106. Henckel, geb.1899, arbeitete gleichzeitig am Universitätsinstitut für Anthropologie von Rudolf Martin; er wurde 1926 in Freiburg PD, 1930 apl. a.o.Prof., und ging in den 30er Jahren nach Chile, wo er o.Prof. und Direktor des Instituto de Histologia der Universität in Concepción wurde: cf. *Kürschners*, 6.Ausg. (1940/41), Bd.1, Spalte 662.

¹¹ cf. M.M.Weber, *Ernst Rüdin: eine kritische Biographie* (1993), S.161-162. Rüdin sollte Kempten im Allgäu durchforsten.

¹² H.F.Hoffmann, „Schizothym-Cyclothym“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 82 (1923), S.93-104, zit.S.93-94.

¹³ Bleuler, Buchbesprechung (1921); idem, „Konstitutionen“, (1921); idem, *Lehrbuch der Psychiatrie*, 4.Aufl. (1924), S.131-133.

¹⁴ Kretschmer, *Körp.Char.*, 7./8.Aufl. (1928), Vorwort.

¹⁵ F.Georgi, „Körperbau und seelische Anlage“, in Bumke (Hg.), *Handbuch*, Bd.1 (1928), S.1-61, hierzu S.47-48. Georgi, geb.1893 in der Schweiz, war a.o. Professor und Oberarzt der psychiatrischen und Nervenlinik der Universität Breslau, wo er 1924 habilitiert worden war: cf. *Kürschners*, 4.Ausg. (1931), Spalte 817.

¹⁶ K.Kolle, „Der Körperbau der Schizophrenen“, in *Arch.Psychiat.* 72 (1924), S.41-88, Methode und Resultate S.44, 88, zit. S.86. Kolle (1898-1975) promoviert 1923 in Jena und ist dort 1925-1926 Assistent bei Hans Berger (1873-1941), dem für die Entdeckung des EEG berühmten Neurologen, der dort als Nachfolger von Otto Binswanger seit 1919 Ordinarius war; anschließend ist Kolle 1926-1933 Assistent bei Georg Stertz in Kiel, wo er 1928 habilitiert wird; ab 1933 ist er niedergelassener Nervenarzt in Frankfurt, wird nach Frankfurt umhabilitiert und dort a.o.Prof.; 1952 wird er o.Prof. in München und 1966 dort emeritiert; der zit. Aufsatz ist seine erste Veröffentlichung: cf. Kreuter, *Lexikon*, wg. Berger Bd.1, S.96-98, wg. Kolle Bd.2, S.754-757.

¹⁷ cf. D'Aniello, „Evoluzione“, S.62-63.

¹⁸ F.Weidenreich, *Rasse und Körperbau* (1927), S.27-28, 34-37. Weidenreich (1873-1948), Dr.med. Straßburg 1898, war dort Assistent am Anatomischen Institut 1899-1903 und wurde 1901 habilitiert, war dort Prosektor 1903-1918 und seit 1904 a.o.Prof.; nach der 1919 erfolgten Ausweisung aus Straßburg wurde er 1922 planm.a.o.Prof. für Hämatologie in Heidelberg und 1924 unter der Personalabbauverordnung für das Deutsche Reich wieder entlassen; im selben Jahr und 1927-1928 arbeitete er am Biomechanischen Institut der von Porthem-Stiftung in Heidelberg; im WS 1928/29 hatte er einen Lehrauftrag für Anthropologie an der Frankfurter Universität und wurde dort 1930 Honorarprofessor (weitere Angaben s. hier S.409): cf. Drüll, *Heidelbg. Gelehrtenlexikon*, S.290; cf. R.Eckhardt, „Weidenreich, Franz“, in Spencer (Hg.), *Hist.Phys.Anthropol.* (1997), Bd.2, S.1106-1107. - Für Bestimmung als Variationsreihe mittels Index auch Walter Brandt, (Abteilungsvorsteher am Anatomischen Institut der Kölner Universität), „Die Entwicklung des Typus und der Konstitution des Menschen, ein biologisches Problem“, in *Ergebn. Anat. Entwickl'gesch.* 28 (1929), S.430-593, hierzu S.584-586.

¹⁹ Aus dem Leningrader Medizinischen Institut von der konstitutionsmedizinischen Forschungsgruppe unter Prof. M.W. Tschernorutzky dessen „Wechselbeziehungen zwischen Funktionseigenschaften und Konstitutionstypus“, *Z.Konst'lehre* 15 (1931), S.134-163, Körperbaukriterium S.135; zuvor aus diesem Institut S.Hauchmann, „Indices als Bestimmer des Konstitutionstypus“, *ibidem*, Bd.14 (1929), S.679-694 (bevorzugt als Index den Quotienten aus dem Produkt von Gewicht und Thoraxumfang und der Körpergröße sowie die entsprechende eindimensionale Klassifikation mit zwei Extremvarianten: S.692). In den USA:

Charles Stockard, „Human types and growth reactions“, in *Amer.J.Anat.* 31 (1923), S.261-288, Extremtypen „linear“ und „lateral“ S.278; letzterem entspricht bei dem Erbbiologen und Eugeniker Davenport, *Body Build* (1923), die Bezeichnung „fleshy“ (S.24-27); wg. Stockard s. hier Kap.2.6; Kretschmers Begriffe „pyknic“ und „asthenic“ verwendet Raymond Pearl in *Constitution and Health* (1933), S.53, 62; wg. Pearl s. hier S.332.

²⁰ Stockard, „Human Types“ (1923), S.298, sieht Diskrepanzen bei der Mehrheit der Individuen und unterscheidet sie als „type hybrids“ von den selteneren „blends“, bei denen die unterschiedlichen elterlichen Anlagen eine durchgehende Mittelform hervorbrachten. Auch Weidenreich, *Rasse* (1927), S.166, meint, es könne der ganze Körper „nach dem gleichen Schnitt gebildet sein“ oder ein Einzelteil (auch mehrere) „aus dem Rahmen des übrigen herausfallen“. Pearl, *Constitution* (1933), bezeichnet auch die diskrepante Form nach Kretschmer: als „dysplastic“.

²¹ K.F.Saller, „Konstitution und Rasse beim Menschen“, *Ergebn. Anat. Entwickl'gesch.* 28 (1929), S.250-422, zit. S.270-272, für die kontinuierliche Variationsreihe S.289-292. Saller (1902-1969) kam nach seiner Münchener Promotion zum Dr.med. als Assistent an das Anthropologische Universitätsinstitut in Kiel, 1929 an das Institut für Anatomie in Göttingen: cf. U.Zängl-Kumpf, „Saller, Karl“, in Spencer (Hg.), *Hist.Phys.Anthropol.* (1997), Bd.2, S.905-906.

²² T.Brugsch, „Die Morphologie der Person“, in idem/Lewy (Hg.) *Biol.d.Person*, Bd.2 (1931), S.1-115; ein solcher Typus werde gewonnen im „künstlerischen Schauen“, wie z.B. Stillers Morbus asthenicus, und sei zu unterscheiden von Typen, die als kombinierte Abweichungen von der Normalverteilung in einer Population somatometrisch ermittelt wurden (S.3-4, 9-17); das Mittel hierzu ist die Proportionsformel aus Körperlänge und Brustumfang (S.98), der wir hier bereits im ersten Teil begegneten, in idem, *Allgemeine Prognostik* (1918), S.22. - Wie Saller in „Konstitution“ (1929) argumentierte zuvor Leo Borchardt in *Klinische Konstitutionslehre* (1924) und fordert den Bezug aller festgestellten Abweichungen auf eine bestimmte Norm, die nur mathematisch-statistisch sein könne, und hiernach eine Feststellung der je vorfindlichen Variationsbreite (S.4-7); danach betont er ähnlich wie Brugsch, dass mit der somatometrischen Feststellung des Habitus das Individuum nicht tiefgreifend und umfassend gekennzeichnet sei, sondern dass umgekehrt „der Astheniker, der Arthritiker, der Hypogenitale, der Hypothyreoide, der Infantile“ als funktionsbestimmte Typen außerdem einen typischen Habitus hätten (S.280-281). Borchardt, geb. 1879, wurde in Königsberg 1910 PD, 1917 Titularprofessor, und 1921 n.b.a.o.Prof.: cf. *Kürschners*, 5.Ausg. (1935), Spalte 128. - Ebenso verfährt George Draper (s. hier S.221 ,57), der in *Disease and the Man* (1930) mit den als „anthroposcopic“ und „anthropometric“ bezeichneten Mitteln für gewisse Dispositionen typische Erscheinungsbilder ermittelt, ohne eine allgemeine Typologie anzubieten (S.59-101); in diesem Zusammenhang präsentiert er neben den Proportionsformeln auch Kretschmers Typologie nur unter dem methodologischen Gesichtspunkt (S.59-60)

²³ H.W.Gruhle, „Der Körperbau der Normalen“, in *Arch.Psychiat.* 77 (1926), S.1-31, wg. Weidenreich S.9. Ewald, „biologischen Grundlagen“ (1923), S.399. F.I.Wertheimer/F.E.Hesketh, „The Significance of the Physical Constitution in Mental Disease“, in *Medicine* 5 (1926), S.375-451, Körperbauindex S.415. G.J.Mohr/R.H.Gundlach, „The Relation between Physique and Performance“, in *J.exp.Psychol.* 10 (1927), S.117-157, zit. S.156-157. H.J.Adler/G.J.Mohr, „Some Considerations of the Significance of Physical Constitution in Relation to Mental Disorder“, in *Amer.J.Psychiat.* 7 (1928), S.701-707; C.B.Farr, „Bodily Structure, Personality and Reaction Types“, ibidem, S.231-244. Die beiden letztgenannten Beiträge wurden auf der 83.Jahresversammlung der *American Psychiatric Association* 1928 vorgetragen. M.Schmidt, *Körperbau und Geisteskrankheit* (1929), S.1-2,

„ohne irgendwelche anthropologische oder anthropometrische Grundlage und ohne moderne statistische Zahlenbehandlung ausgearbeitet“, was „recht eigentümlich“ sei; dies gelte vielfach auch für die Nachprüfungen; somatometrisch folgt er Weidenreich (S.10-15). Schmidt, nach Angabe im Titelblatt 1.Assistenzarzt der psychiatrischen Universitätsklinik Kopenhagen, beteiligte sich mit dieser Arbeit laut Vorwort an einem Preisausschreiben der Kopenhagener Universität; gefordert war ein „auf anthropologischer Untersuchung fußender Vergleich der Körpertypen von Patienten mit manisch-depressiven und schizophrenen Geisteskrankheiten“; Schmidt erhielt für seinen Beitrag die Goldene Medaille.

²⁴ Biogr. Angaben über Sheldon (1898-1977) nach Carter/Heath, *Somatotyping*, S.3-15.

²⁵ S.Naccarati, *The Morphologic Aspect of Intelligence* (1921), S.25 (Gesamtumfang 44 S.); idem/H.E.Garrett, „The Influence of Constitutional Factors on Behavior“, in *J.exp.Psychol.* 6 (1923), S.455-465.

²⁶ Naccarati/Garrett, „The Relation of Morphology to Temperament“, in *J.Abnorm.Soc. Psychol.* 19 (1924), S.254-263, Kretschmer S.255-256, Schlussfolgerung S.263. Den allgemeinen Zusammenhang von Form und Psyche findet Naccarati plausibel unter Verweis auf die doppelte Rolle der Hormone: Naccarati, „Hormones and Emotions“, in *Med.Record* 99 (1921), S.910-915.

²⁷ Eine Zusammenfassung erschien 1927: W.H.Sheldon, „Morphological Types and Mental Ability“, in *J.Personnel Research* 5 (1927), S.447-451. Im selben Jahr: idem, „Social Traits and Morphological Types“, *Personnel J.* 6 (1927), S.47-55, zit. S.47, 54; idem, „Ability and Facial Measurements“, *ibidem*, S.102-112.

²⁸ Carter/Heath, *Somatotyping*, S.3-6; eigene Darstellung in W.H.Sheldon, „The New York Study of Physical Constitution and Psychotic Pattern“, in *J.Hist.Behavioral Sci.* 7 (1971), S.115-126, bes. S.115-116; nach eigenen Angaben besuchte er 1934 Kretschmer in Marburg, was dieser in *Gestalten und Gedanken* nicht erwähnt.

²⁹ Kretschmer, *Körp.Char.*, 7./8.Aufl. (1929), Einleitung; idem/Enke, *Athletiker* (1936), S.11-13: „Der derbe kurze Hochkopf des Athletikers hat ganz andere Bauprinzipien als der lange, niedere, voluminöse Schädel der Pykniker oder der kleine, rundliche Schädel der Leptosomen.“

³⁰ E.Kretschmer, „Bemerkungen zu der Arbeit von Kollé über Körperbau der Schizophrenen“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 94 (1925), S.216-220, bes. S.216-218, zit. S.216.

³¹ Kollé, „Erwiderung auf die Bemerkung Kretschmers zu meiner Arbeit ‘Der Körperbau der Schizophrenen’“, in *Arch.Psychiat.* 73 (1925), S.139-144; idem, „Körperbauuntersuchungen an Schizophrenen“, *ibidem*, Bd.75 (1925), S.21-61; idem, „Körperbaustudien bei Psychosen. III.Mitteilung. Der Habitus der männlichen Zirkulären“, *ibidem*, Bd.77 (1926), S.115-150: vermutet, dass andere (von Rohden, Gründler) für ihre Studien den Diagnoserahmen eher weit ziehen, denn er fand in „ziemlich demselben Rekrutierungsbezirk“ (in Jena) weniger Fälle des manisch-depressiven Irreseins als jene (in Halle) in einem Drittel der Zeit (S.116).

³² Kollé, „III.Mitteilung“ (1926), S.599.

³³ wg. Huter s. hier S.39-40. F.v.Rohden/W.Gründler, „Über Körperbau und Psychose“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 95 (1925), S.34-78, wg. Methodik und Rolle metrischer Verfahren S.39-40, allg.Zustimmung zu Kretschmer S.76-77; Rohden, „Konstitutionelle Körperbau-Untersuchungen an Gesunden und Kranken“, in *Arch.Psychiat.* 79 (1927), S.786-815, drei Typen als Fakt S.786, Huter S.787-790; dies ist ein Plädoyer für den „Blick für die Konstitution“, ohne den „die subtilste Durchforschung des kranken Seelenlebens“ nichts bringe; auf diesem Wege könnte dereinst eine physische Therapie entstehen und „unsere völlige Ohnmacht bei der Behandlung der endogenen Psychosen“ beenden (S.813).

³⁴ Wertheimer/Hesketh, „Significance“ (1926), Statistik S.427-430, Zusammenfassung S.444-447; Mohr/Gundlach, „Relation“ (1927), S.156-157; Adler/Mohr, „Considerations“ (1928); Farr, „Bodily Structure“ (1928); Schmidt, *Körperbau* (1929), S.144, zit. S.150.

³⁵ Kollé, „Klinische Beiträge zum Konstitutionsproblem, I.Mitteilung: Zirkuläre mit nichtpyknischem Habitus nebst einem Anhang“, in *Arch.Psychiat.* 77 (1926), S.183-238; idem, „Klinische Beiträge zum Konstitutionsproblem, II.Mitteilung: Schizophrene mit pyknischem Körperbau“, ibidem, 78 (1926), S.93-164, bes. S.97-101; idem, „Grundsätzliches zur psychiatrischen Körperbauforschung“, in *Klin.Wo'schr.* 5 (1926), S.595-599, zit. S.598, hier zwei Beispiele für Kretschmers Argumentation auf einer Tagung.

³⁶ Mauz (1900-1979) wurde 1928 in Tübingen PD, 1934 a.o.Prof.: cf. *Kürschners*, 6.Ausg. (1940/41), Bd.2, Spalte 145; cf. F.Mauz, *Psychiatrische Schriften* (1985), hg. von R.Tölle, biogr. Daten S.323, Bibliographie S.324-326, Text der Habilitationsschrift S.72-188.

³⁷ F.Mauz, „Über Schizophrene mit pyknischem Körperbau“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 86 (1923), S.96-122, zit. S.99.

³⁸ ibidem, S.97, 120; wg. praktischer Bedeutung der Mischgestalt für die Verlaufsform F.Mauz, „Die Bedeutung körperlicher Dysplasien für die Prognose seelischer Störungen“, in *Z.Konst'lehre* 11 (1925), S.418-427, beruht auf Kasuistik (eigener und fremder); als Dysplasien werden hier auch heterotypische Einschlüsse erörtert.

³⁹ Mauz, „Schizophrene“ (1923), S.121.

⁴⁰ Kretschmer, *Körp.Char.* (1936), S.105.

⁴¹ Georgi, „Körperbau“ (1928), S.47-48.

⁴² Schmidt, *Körperbau* (1929), S.160-167: Mauz habe diesbezüglich „sanguinische Theorien“.

⁴³ Kollé, „Grundsätzliches“ (1926), S.596-597; ebenso Saller, „Konstitution“ (1929), S.310. Wertheimer/Hesketh: Manisch-Depressive zu 45% pyknisch, bei Kretschmer 66%, dessen Zahl resultiere auch hier, wenn eine Altersuntergrenze von 30 Jahren gezogen werde (S.408-409, 424, 434).

⁴⁴ Kretschmer, *Körp.Char.* (1921), S.15-16, 24.

⁴⁵ Kretschmer, „Lebensalter und Umwelt in ihrer Wirkung auf den Konstitutionstypus“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 101 (1926), S.278-292: Der Unterscheidung geht die relativierende Feststellung voraus, dass es „keine Gruppe von Körperbausymptomen“ gibt, die im Erwachsenenalter „im strengsten Sinne konstant wäre“ (S.282); über konstante Merkmale S.284-287, richtungskonstante S.288-292, Milieuwirkungen S.290-292. In *Körp.Char.* stellt er eine Tendenz fest, „Hilfsmomente“ wie Umwelt, Ernährung etc. zu überschätzen: „Wenn wir einen Pykniker nur mit Kohlrüben ernähren, so wird auch er mager werden“, und „junge Astheniker sieht man zuweilen etwas Muskelrelief bekommen, wenn sie mit schizoider Pedanterie jahrelang turnen und Zimmergymnastik treiben.“ Aber in dem Spielraum, „in dem unter natürlichen sozial-hygienischen Verhältnissen jene Arbeits- und Ernährungsmomente auf die Mehrzahl der Menschen einwirken“, hätten sie gegenüber den „endogenen Wachstumstendenzen“ nur einen geringen Einfluss. *Körp.Char.* (1921), S.86.

⁴⁶ Weidenreich, *Rasse* (1927), S.160; ähnlich Davenport, der in *Body Build* (1923) einleitend seine Skepsis gegenüber der Annahme lebenszeitlicher Veränderung etwa durch Ernährungsgewohnheiten zum Ausdruck bringt (S.III) und dagegen familiäre Vererbungsverhältnisse anführt (S.22).

⁴⁷ Saller, „Konstitution“ (1929), S.289-292, Umwelt und Berufsarbeit S.304-308, allg. Schlussfolgerung S.321; ebenso H.Frey (Professor und Prosektor am anatomischen Institut in Zürich), „Konstitution und Morphologie“, in *Schweiz. Med. Wo'schr.* 54 (1924),

S.809-817, wg. Berufsarbeit S.815-816; Brandt, „Entwicklung“ (1929), S.575-583. Gegen Konstanz des Typus: Gruhle, „Konstitution“ (1924), S.972-973 (unter Verweis auf Boas); Bernhard Aschner (PD der Gynäkologie in Wien), „Morphologische und funktionelle Kriterien der Konstitution“, in *Z.Konst'lehre* 11 (1925), S.117-126, bes. S.117-118, 120; Pearl, *Constitution* (1933), S.34-35.

⁴⁸ aber zugleich durchaus betont, es sei der konstitutionelle Faktor stärker zu würdigen als bisher: W.S.Krasusky, *Die Konstitutionstypen der Kinder* (1930), S.62.

⁴⁹ Kretschmer in Krasusky, *Konstitutionstypen*, S.III-IV.

⁵⁰ H. Bürger-Prinz, „Die körperliche Konstitution“, in Bumke (Hg.), *Handbuch*, Bd.9 (1932), S.69-86, zit. S.70, 81. Bürger-Prinz war zwei Jahre zuvor (1930) in Köln habilitiert worden; 1936 übernimmt er in Hamburg Weygandts Lehrstuhl als a.o.Prof., 1937 als o.Prof.: cf. Killy (Hg.), *Deu.Biogr.Enzykl.*, Bd.2 (1995), S.210.

⁵¹ Gaupp in Gaupp/Mauz, „Krankheitseinheit“ (1926), S.10-11 (Referat gehalten 1925).

⁵² Jaspers, *Psychopathologie* (1923), S.177-179.

⁵³ Gruhle, „Körperbau“ (1926), S.11, 24, 27: nach vorhandenen Berichten und eigenen Beobachtungen gebe es in der manisch-depressiven Gruppe einen deutlichen pyknischen „Einschlag“, während die schizophrene eine Verteilung wie normale Individuen aufweise. Desgl. aufgrund eigener und fremder Befunde F.v.Rohden, „Körperbauuntersuchungen an geisteskranken und gesunden Verbrechern“, in *Arch.Psychiat.* 77 (1926), S.151-163: Die schizaffinen Formen scheinen „die Grundlage der normalen und kranken europäischen Bevölkerung zu bilden“ und die Kombination des pyknischen Habitus und zyklolymer Psyche scheine einen Sonderstatus zu haben, dessen Geschlossenheit hier speziell auch dadurch deutlich wird, dass er insgesamt bei Verbrechern selten sei, während die Gruppe der schizaffinen Körperbauvarianten noch gewisse Sonderungen im Hinblick auf die Art der Straftat aufweise. Dem Grunde nach gleichgerichtet argumentiert später M.Riedl, „Über Beziehungen von geistig-körperlicher Konstitution zur Kriminalität und anderen Defekten“, in *Mo'schr. Kriminalpsychol. Strafrechtsreform* 23 (1932), S.473-484.

⁵⁴ Ewald, „körperlichen Grundlagen“ (1928), S.51; Bumke, *Lehrbuch* (1929), S.209-212.

⁵⁵ J.Wagner von Jauregg, „Die erbliche Anlage zu Geistesstörungen“, in *Wiener Klin. Wo'schr.* 42 (1929), S.925-927, 961-964, der pyknisch-zirkuläre Typus S.927, gegen Einheit der Dem.praecox S.962.

⁵⁶ Bostroem, „Schizoids“ (1926), S.55-58.

⁵⁷ Luxenburger, „Tuberkulose“, S.335-339; idem, „Über weitere Untersuchungen zur Frage der Korrelation von schizophrener Anlage und Widerstandsschwäche gegen die tuberkulöse Infektion“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 122 (1929), S.74-89.

⁵⁸ Gruhle, „Bemerkungen“ (1923), S.447-449.

⁵⁹ L. Borchardt, „Funktionelle und trophische Momente als Ursachen des gegensätzlichen Verhaltens von Pyknikern und Asthenikern“, in *Z.Konst'lehre* 16 (1932), S.1-7, zit. S.1; zuvor idem, „Neue Wege zur Erforschung des Leib-Seele-Problems“, in *Arch.ges.Psychol.* 81 (1931), S.461-476: Die empirische Relation sei zwar „im wesentlichen bestätigt“, aber worauf der Parallelismus beruhe, sei unklar (S.472).

⁶⁰ Gruhle, „Körperbau“ (1926), S.24.

⁶¹ s. hier S.76-77.

⁶² Allers, „Charakterologie“ (1931), S.549-551. Allers (1883-1963), Dr.med. Wien 1906, wurde 1906 Assistent bei Kraepelin in München und 1913 für Psychiatrie habilitiert, an dessen DFA 1918 Leiter der Chemischen Abteilung; ab 1919 war er niedergelassener Nervenarzt in

Wien, wo er sich 1927 erneut für Psychiatrie habilitierte; 1934 promovierte er an der Philosophischen Fakultät in Mailand; 1938 ging er in die USA, wo er bis 1948 Prof. für Philosophie und Psychologie an der *Catholic University of America* in Washington D.C. und danach bis 1963 Prof. der Philosophie an der dortigen *Georgetown University* war: cf. Kreuter, *Lexikon*, Bd.1, S.22-25; cf. Lockot, *Erinnern*, S.57, 335-336 (Anm.25).

⁶³ Kahn, „Persönlichkeiten“ (1928), S.381, 384.

⁶⁴ H.E.Garrett/W.N.Kellogg, „The Relation of Physical Constitution to General Intelligence, Social Intelligence and Emotional Stability“, in *J.exp.Psychol.* 11 (1928), S.113-129, bes. S.128-129.

⁶⁵ Stellungnahme als Leserbrief in *The Times*, 15.12.1933, S.10, im Rahmen einer Debatte über den Brief des Arztes H.L.Gordon aus Nairobi, erschienen am 8.12., S.15, der diese Angaben gemacht hatte und sich in paternalistisch-wohlwollendem Ton gegen eine intellektuelle Überforderung der Eingeborenen durch Übergabe von Verantwortung wandte; Burts eigene Vermutung ist die eines leichten Unterschieds europäischer und afrikanischer Durchschnittswerte bei weitaus größerer Überschneidung der Variationsbreiten (außerdem wendet er ein, die Qualität des Hirnmaterials sei wichtiger als die Hirngröße); der Anthropologe Louis Leakey aus Cambridge mutmaßte zuvor (13.12., S.15), die frühe sexuelle Aktivität der Eingeborenen könnte ihre weitere Entwicklung hemmen, denn die europäisch erzogenen entwickelten sich weiter.

⁶⁶ C.Burt, *The Young Delinquent* (1925), Charakter und Temperament S.399, Instinkt und Emotion S.419-422, Klassifikation spezifischer Instinkte und Erörterung ihrer Modifizierbarkeit S.423-505.

⁶⁷ Spranger, *Jugendalters* (1925), S.20-21, doch die Erbllichkeit des von Kretschmer ermittelten Zusammenhangs sei noch nicht erwiesen, da es noch keine Gesetze der psychischen Vererbung gebe.

⁶⁸ Gaupp in Gaupp/Mauz, „Krankheitseinheit“, S.10.

⁶⁹ cf. J.Harwood, „The Reception of Morgan’s Chromosome Theory in Germany: Inter-War Debate over Cytoplasmic Inheritance“, in *Med’hist.J.* 19 (1984), S.3-32, wg. Hertwig S.27; cf. J.Sapp, „Inside the Cell: Genetic Methodology and the Case of the Cytoplasm“, in Schuster/Yeo (Hg.), *The Politics and Rhetoric of Scientific Method* (1986), S.167-202, bes. S.194. Der Konstitutionsmediziner Hans Günther spricht in „Grundprobleme“ (1929) abschätzig von den „Chromosomenkarten der Amerikaner“, S.168.

⁷⁰ s. hier S.191.

⁷¹ Baur, „Abriß“ (1921), S.4-7.

⁷² R.Sommer, *Familienforschung und Vererbungslehre*, 2.Aufl. (1922), S.1, 15.

⁷³ Kehrer/Kretschmer, *Veranlagung* (1924), S.8 [nur Kap.7 von Kretschmer].

⁷⁴ mit einem Element des Betrugs: cf. S.J.Gould, *Panda’s Thumb*, Kap.7 „Shades of Lamarck“ (S.65-71), bes. S.68, 69-70.

⁷⁵ Kretschmer, „Temperamentslehre“ (1929), S.118; idem, *Med.Psychol.* (1922), 5.Aufl. (1939), S.15, nicht in der 1.Aufl. (1922); C.G.Jung, *Psychologische Typen* (1921), S.540; Sommer, *Familienforschung* (1922), S.15, 23-24. Von Freud und Jung wurde die lamarckistische Annahme nicht einfach nur akzeptiert, sondern sie gehört zum Unterbau ihrer Lehren, doch kann auch diese Haltung nur als relativ hartnäckig, nicht aber als völlig absonderlich angesehen werden.

⁷⁶ Bleuler, „Mendelismus bei Psychosen“ (1917); Hoffmann, *Nachkommenschaft* (1921); s. hier S.99.

⁷⁷ E.Kahn, *Schizoid und Schizophrenie im Erbgang* (1923), S.138-141; erschien als Nr.4 der von Rüdin herausgegebenen *Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen*. Gegen diese Annahme erklärt sich Bleuler in „Probleme“ (1922), S.388.

⁷⁸ J.Berze, „Beiträge zur psychiatrischen Erbliehkeits- und Konstitutionsforschung“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 87 (1923), S.94-166, zit. S.115. Bumke stellt im *Lehrbuch* (1929) als plausibelste Erklärung vor: einen dominanten Erbgang bei manisch-depressivem Irresein, einen rezessiven bei der Dementia praecox (S.11-12).

⁷⁹ O.Vogt, „Psychiatrische Krankheitseinheiten im Lichte der Genetik“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 100 (1926), S.26-34: zuerst Vorstellung sprunghafter Manifestation erblicher Merkmale in Zoologie und Botanik (S.27-29), dann apodiktische Feststellung: „Eine Reihe von Psychosen ist erblich und mendelt in typischer Weise.“ (S.32) Hiernach „halte ich es für berechtigt, alle Feststellungen, welche die allgemeine Genetik auf induktivem Wege bezüglich der Entstehung der Variationen gemacht hat, auf die Psychosen deduktiv zu übertragen.“ (S.32) Diskontinuität der Krankheitseinheiten ist „ein logischer Schluß aus den empirischen Tatsachen der modernen Genetik!“ (S.34) Vogt (1870-1959) promovierte 1894 in Jena und ging im selben Jahr zu Flechsig nach Leipzig; 1897 hält er sich zu weiteren Studien in Paris auf, wo er der Neurologin Cécile Mugnier (1875-1962) begegnet; die beiden heiraten 1899, ziehen nach Berlin und gründen 1898 das aus privaten Mitteln finanzierte *Neurologische Institut*, das 1902 als *Neurobiologisches Institut* der Berliner Universität angegliedert wird; 1916 wird es ein Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch Vereinigung mit dem KWI für Hirnforschung; 1936 kommt es zu Spannungen mit den Nationalsozialisten, da die kosmopolitisch gesonnenen Vogts ihren jüdischen Mitarbeiter halfen, und 1937 wird das Institut aufgeteilt, und die Vogts setzen ihre Forschungen in einem mit privaten Mitteln im Schwarzwald etablierten Institut fort: cf. Kreuter, *Lexikon*, Bd.3, S.1500-1508.

⁸⁰ Ein Beispiel für solche Operationen bieten Murphy und Jensen in *Personality* (1932), S.36, mit dem Vorschlag, den typologischen Zusammenhang von „traits“ als „chromosome linkage“ aufzufassen.

⁸¹ F.Lenz, „Die krankhaften Erbanlagen“, in Baur/Fischer/Lenz, *Grundriß*, 2.Aufl. (1923), Bd.1 *Menschliche Erbliehkeitslehre*, 3.Abschnitt (S.155-326), zit. S.286-287, Polymerie S.358.

⁸² Luxenburger, „weitere Untersuchungen“, S.82 Heterozygoten, S.88-89 komplizierter rezess. Erbgang.

⁸³ Luxenburger, „Zur erbbiologischen Stellung der Zwangsneurosen“, in *Allg.Z.Psychiat.* 93 (1930), S.260-263, Freud S.261, Theorie S.262-263.

⁸⁴ Kretschmer, *Körp.Char.*, 7.u.8.Aufl. (1929), Vorwort.

⁸⁵ H.F.Hoffmann, *Vererbung und Seelenleben* (1922), Intelligenz S.98, Charakter S.51.

⁸⁶ Hoffmann, „Schizothym“ (1923), S.94-95.

⁸⁷ Hoffmann, *Über Temperamentsvererbung* (1923), S.54, 68.

⁸⁸ Pfahler, *Vererbung* (1932), S.23-26.

⁸⁹ ibidem, S.329.

⁹⁰ W.Peters, „Vererbung und Persönlichkeit“, in *Bericht über den 8.Kongreß für experimentelle Psychologie, Leipzig 18.-21.April 1923* (1924), S.56-144, bes. S.56-58; idem, *Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution* (1925), S.305, 319, 351, 354-359. Das Argument findet sich ähnlich auch bei Bumke im *Lehrbuch* (1929), S.8: Die Aussichten der psychologisch-psychiatrischen Vererbungsforschung seien nicht gut, denn psychische Gebilde seien als solche grundsätzlich nicht ausreichend präzise zu

definieren. - Peters (1880-1963), Dr.phil. Leipzig 1904, war nach Mitarbeit am Physiologischen Institut in Wien (1904-1906) und an Kraepelins psychologischem Laboratorium in München (1906-1908) Assistent am Psychologischen Institut in Frankfurt (1909); er wird 1910 in Würzburg habilitiert und 1915 zum a.o.Prof. ernannt; 1919 wird er o.Prof. für Philosophie, Psychologie und Pädagogik an der Handelshochschule in Mannheim, 1923 o.Prof. der Psychologie in Jena; 1933 wird er entlassen und ist bis 1936 als Gast am *University College London* tätig, ab 1937 als o.Prof. in Istanbul, ab 1952 in Würzburg bis zur Emeritierung im folgenden Jahr: cf. Geuter, *Daten*, S.214-215.

⁹¹ Peters, „Vererbung“, S.138-139.

⁹² Peters, „Über die Beziehungen des Temperaments zur Intelligenz“, in *Z.angew.Psychol.* 36 (1930), S.174-192, bes. S.186, 189, 191-192.

⁹³ Birnbaum, „Probleme“ (1931), S.687: Erbgut und „Erwerbsgut“ seien „vielseitig verflochten“; Kehrer/Kretschmer, *Veranlagung* (1924) [nur Kap.7 von Kretschmer], gegen Erblichkeitsdiagnose per exclusionem S.24. Gegen kategorische Unterscheidung und für ganzheitliche Verflechtung erklärt sich auch Emil Utitz in „Charakter und Umwelt“, in Hirsch (Hg.), *Konstitution* (1928), S.83-95, hierzu S.85. Utitz (1883-1956), Herausgeber des *Jahrbuchs für Charakterologie*, stammte aus Prag, wo er 1906 promoviert wurde; er wurde 1910 PD in Rostock, 1916 Titularprofessor, 1921 nichtbeamteter a.o.Prof. für Philosophie unter bes. Berücksichtigung der Ästhetik und Psychologie, 1925 o.Prof. der Pädagogik und Philosophie in Halle; 1933 wurde er beurlaubt; 1934-1939 war er Professor in Prag; 1942 wurde er in das KZ Theresienstadt gebracht; 1945 war er wieder Professor in Prag; 1946-1948 führte er ergebnislose Verhandlungen über eine Rückkehr nach Halle; er starb 1956 in Jena: cf. Geuter, *Daten*, S.238.

⁹⁴ H.F. Hoffmann, „Die seelischen Grundlagen des Charakters“, in Hirsch (Hg.), *Konstitution* (1928), S.65-82, zit. S.69-70.

⁹⁵ Pfahler erklärt, dass das Chromosom als „angenommener materieller Träger der Vererbung nur als Phänotypus zu betrachten ist und als ‘enkaptisches Individuum’ seinerseits wieder im Zusammenhang und unter der Wirkung der ganzen Zelle als eines übergreifenden ‘Individuums’ höherer Ordnung steht“; es sei die „Unauffindbarkeit des eigentlichen Vererbungsfaktors“ definitiv nachgewiesen; dieser sei ganz „erkenntnistheoretisch“: *System* (1929), S.24.

⁹⁶ cf. Allen, *Life Science*, S.64; cf. E.Mayr, *Die Entwicklung der biologischen Gedankenwelt* (1984), genotyp.Milieu S.448, Positionseffekt S.636-637.

⁹⁷ Luxenburger, „Anlage und Umwelt beim Verbrecher“, in *Allg.Z.Psychiat.* 92 (1930), S.411-438, unterscheidet S.418 zwischen dem „genotypischen“ und dem „paratypischen Milieu“, letzteres als „Summe aller eigentlichen Außenfaktoren“.

⁹⁸ Hoffmann, „Grundlagen“ (1928), S.70-71. Keimfeindschaft ausdrücklich anerkannt von Bleuler, *Naturgeschichte* (1921), S.251; Borchardt, *Konstitutionslehre* (1924), S.281, und J.H.Schultz, „Die konstitutionelle Nervosität“, in Bumke (Hg.), *Handbuch*, Bd.5 (1928), S.28-111, hierzu S.77-78.

⁹⁹ Bumke, *Lehrbuch* (1929), S.12.

¹⁰⁰ ibidem, Keimschädigung S.14-16; im Vorwort zu dieser 3.Auflage (1929) heißt es, man habe „vor einem Menschenalter“ die Rolle der Vererbung noch enorm überschätzt, doch sei inzwischen erstens der lamarckistische Mechanismus widerlegt, und zweitens seien bei der Forschung durch Weinberg und Rüdin zwar Fortschritte, aber von vornherein keine klaren Ergebnisse zu erwarten, da man es im Bereich des Psychischen mit unscharfen Gegenständen zu tun habe, im Unterschied zur Biologie. Bumke ist also kein Erbdogmatiker, und die

Aufteilung seines Handbuchs im Bereich „Ursachen der Geisteskrankheiten“, wo über 250 Seiten der Vererbung, den psychischen Gegebenheiten wenig mehr als 20 gewidmet sind, ist eher als Abwertung letzterer im Geiste des Somatismus denn als Präferenz für Vererbungslehre zu werten (J.L.Entres, „Vererbung und Keimschädigung“, in Bumke (Hg.), *Handbuch*, Bd.1 (1928), S.50-307; F.Kehrer, „Im Leben erworbene psychische Ursachen“, ibidem, S.318-342.)

¹⁰¹ O.Naegeli, *Allgemeine Konstitutionslehre in naturwissenschaftlicher und medizinischer Betrachtung*, 2.Aufl. (1934), S.82-83; 1.Aufl. erschien 1927.

¹⁰² Kretschmer, *Körp.Char.* (1921), S.80.

¹⁰³ Hoffmann, „Schizothym“ (1923), S.99, Pubertät und Klimakterium als paradigmatische Erscheinungen S.101.

¹⁰⁴ H.F.Hoffmann, *Charakter und Umwelt* (1928), S.38-39; z.B. ist der angeborene Mangel an „zäher Charakterfestigkeit“ die Bedingung dafür, dass ein Individuum aus der „angestammten Heimat“ in die Großstadt fort und dann dort weiter herabgezogen werde (S.45).

¹⁰⁵ Hoffmann, „Das sog. Gesetz der progressiven Entartung“, in *Z.ges.Neurol.Psychiat.* 101 (1926), S.158-170, zit. S.170; Regeneration sei sogar bei der asozialen Sippe Zero festgestellt worden (S.168).

¹⁰⁶ E.Kretschmer, „Konstitutionsmischung bei gesunden Ehepaaren“, in *Deutsche Med. Wo'schr.* 52 (1926), S.20-21.

¹⁰⁷ Weininger, *Geschlecht* (1903), Attraktionsregel S.34-48, zit. S.34: Nach diesem Gesetz, das Goethe mit den „Wahlverwandtschaften“ geahnt habe, tendiere ein Individuum aus 60% M und 40% W zur Vereinigung mit der umgekehrten Kombination; sollte je ein homosexueller Mann eine erotische Neigung zu einer Frau verspüren, könne diese daher nur eine Lesbierin sein (S.60); als schwieriges „Problem für sich“ liege außerhalb dieser Untersuchung der Päderast, der männliche Männer und weibliche Frauen begehre (S.62). Weininger verweist hier auch auf biologische Vorgänge (S.47-48), die als „Tropismen“ anzusprechen wären; diese waren vor allem durch Julius von Sachs in den 70er Jahren erforscht worden. Wg. Wissenschaft in Goethes Wahlverwandtschaften cf. C.Hoffmann, „Zeitalter der Revolutionen‘ - Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels“, in *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 67 (1993), S.417-450.

¹⁰⁸ Kretschmer, „Konstitutionsmischung“ (1926), S.22. Hoffmann geht in Bezug auf Weininger noch weiter und akzeptiert dessen umfassende und durchgreifende Arithmetik, wonach intersexuelle Typen einander anziehen: *Charakter* (1928), S.24-25. Ewald, *Persönlichkeitsaufbau* (1932), S.133-135: Die M/W-Sexualkonstitution nach Weininger sei „eine besondere Konstitution innerhalb der Gesamtkonstitution“.

¹⁰⁹ C. Schneider, *Psychologie* (1930), S.6. Bumke erklärt, es sei möglicherweise nur eine Kerngruppe dieses Formkreises erblich: *Lehrbuch* (1929), S.11-12.

¹¹⁰ Barker, „Stupidity“, S.362: Der erste Kritiker, der die Theorie 1938 faktisch austilgte, war der Psychologe und Mediziner, Sozialist und religiöse Nonkonformist (Quäker) Lionel Penrose; seine erste Veröffentlichung hierzu war „A Study in the Inheritance of Intelligence“, in *Brit.J.Psychol.* 24 (1933), S.1-19.